

## REZENSIONEN

*Pánek, Jaroslav: Historici mezi domovem a světem. Studie – články – glosy – rozhovory [Historiker zwischen der Heimat und der Welt. Studien – Aufsätze – Glossen – Gespräche].*

Univerzita Pardubice, Pardubice 2013, 797 S., ISBN 978-80-7395-695-0.

*Pánek, Jaroslav: Czechy a Polska na progę czasów nowożytnych [Böhmen und Polen an der Schwelle der Neuzeit].*

Marszałek, Toruń 2014, 639 S., ISBN 978-83-8019-018-4.

*Pánek, Jaroslav: Češi a Jihoslované. Kapitoly z dějin vzájemných vztahů [Die Tschechen und die Südslawen. Kapitel aus der Geschichte der wechselseitigen Beziehungen].*

Tribun EU, Brno 2015, 425 S., ISBN 978-80-263-0987-1.

Den Prager Gelehrten Jaroslav Pánek kennt die tschechische und internationale Fachöffentlichkeit vor allem als profilierten tschechischen Historiker zur politischen, sozialen, kulturellen und auch rechtlichen Problematik der Frühen Neuzeit. Seine Bücher über den Chronisten Václav Březan,<sup>1</sup> über Johann Amos Comenius<sup>2</sup> oder über die zwei letzten, dafür wohl wichtigsten Sprösslinge des Adelsgeschlechts der Rosenberger – Wilhelm von Rosenberg und Peter Vok von Rosenberg<sup>3</sup> – gehören zu den maßgebenden Werken über die Epoche der böhmischen Ständemonarchie. Sein Buch über die Reise des böhmischen Adels 1551/1552 nach Norditalien Prinz Maximilian von Habsburg entgegen und über die politischen und vor allem kulturellen Konsequenzen dieses „Ausflugs“ über die Alpen stand am Anfang einer bis heute ungebrochenen Konjunktur von Arbeiten zur Geschichte des Reisens.<sup>4</sup> Seine Editionen und Studien über die Blutgerichtsbarkeit in den böhmischen Städten

---

<sup>1</sup> *Březan, Václav: Životy posledních Rožmberků [Biografien der letzten Herren von Rosenberg] Hg. von Jaroslav Pánek. 2 Bde. Praha 1985.*

<sup>2</sup> *Pánek, Jaroslav: Jan Amos Komenský-Comenius. La voie d'un penseur tchèque vers la réforme universelle d'affaires humaines. Prague 1990.*

<sup>3</sup> *Ders.: Poslední Rožmberkové. Velmoži české renesance [Die letzten Herren von Rosenberg. Magnaten der böhmischen Renaissance]. Praha 1989. – Ders.: Vilém z Rožmberka. Politik smíru [Wilhelm von Rosenberg. Politiker der Aussöhnung]. Praha 1998. – Ders.: Petr Vok z Rožmberka. Život renesančního kavalíra [Petr Vok von Rosenberg. Das Leben eines Kavaliers der Renaissance]. Praha 2010.*

<sup>4</sup> *Ders.: Výprava české šlechty do Itálie v letech 1551-1552 [Die Expedition des böhmischen Adels nach Italien in den Jahren 1551-1552]. Praha 1987. – Ders.: Boemia e Italia nella metà del XVI secolo: il viaggio della nobiltà boema a Genova nel 1551 e l'assimilazione della cultura italiana in Boemia [Böhmen und Italien in der Mitte des XVI. Jahrhunderts: Die Reise des böhmischen Adels nach Genua im Jahre 1551 und die Aneignung der italienischen Kultur in Böhmen]. Roma 2012.*

der Frühen Neuzeit gelten als Grundlagenwerke im Fach der frühneuzeitlichen Rechtsgeschichte.<sup>5</sup>

Pánek, der in den Jahrzehnten nach der Wende von 1989 viel Zeit, Energie und diplomatisches Geschick nicht nur in die Forschung, sondern auch in akademische Ämter der Karls-Universität, der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik, den tschechischen Historikerverband bzw. das international ausgerichtete tschechische Nationalkomitee der Historiker investiert hat, ist aber auch auf dem Felde der Slawistik tätig. Hier gilt sein Interesse besonders Polen und Slowenien. Zunehmend beschäftigt er sich zudem mit der Vermittlung und Analyse der internationalen Bohemisten-Gemeinde, mit der Geschichtspolitik bzw. mit der Geschichte der Geschichtswissenschaft.<sup>6</sup>

Zwischen 2013 und 2015 sind drei voluminöse Bände mit ausgewählten Studien Páneks auf den verschiedenen Feldern seiner wissenschaftlichen Tätigkeit erschienen. Der erste und umfangreichste Band ist den Neuzeithistorikern in Tschechien, aber auch in anderen Ländern gewidmet. Der zweite Band bringt eine Auswahl von Páneks polnisch publizierten Studien zu böhmischen, mährischen und polnischen Themen der Frühen Neuzeit. Der dritte und bisher letzte Band seiner „kleinen Schriften“ (ein weiterer Band befindet sich in Vorbereitung) präsentiert die Früchte einer wissenschaftlichen Leidenschaft, die Pánek aufgrund äußerer Zwänge in den letzten zwei Jahrzehnten nahezu aufgegeben hat, nämlich der Geschichte und Kultur Sloweniens.

Der Band über die Historiker beginnt mit einem Abschnitt, der Páneks berufliche Anfänge als Bezirksarchivar im Benešov der 1970er Jahre widerspiegelt. Abgedruckt wurden hier biografische Skizzen zu Regionalhistorikern aus den Bezirken Benešov und Vlašim, zu Páneks Vorgänger im Archiv (Jiří Tywoniak) und seiner Nachfolgerin Eva Procházková. Daneben gibt es zwei größere biografische Studien über den allgemein verehrten „Patriarchen“ der tschechischen Frühneuezeitforschung Josef Petráň, der aus der Region stammt und auch in der Regionalgeschichtsschreibung sehr aktiv war.

Weiter beinhaltet der Band den zentralen und großen Teil „Historiker in der Heimat“, in dem zum einen Studien über wichtige ältere tschechische Historiker von František Palacký und Anton Gindely über Zikmund Winter, Jaroslav Goll, Josef Pekař, Josef Šusta bis zu Otakar Odložilík und Zdeněk Kalista versammelt sind. Zum anderen findet sich hier eine Reihe von Texten über 13 „Zeitgenossen“, also über markante oder gar große Persönlichkeiten des Faches, deren Bekanntheit Pánek machte.

Diese Serie beginnt mit einem polemischen Portrait von Jaroslav Charvát („Ein Historiker zwischen Macht und Anstand“ oder auch: „ein Professor ohne Habilitation und ohne wissenschaftliches Werk“) und einer Erinnerung an drei Begegnungen

<sup>5</sup> *Ders.*: Smolná kniha městečka Divišova z let 1617-1751 [Das Pechbuch der Ortschaft Divišov aus den Jahren 1617-1751]. Praha 1977.

<sup>6</sup> *Ders.* / *Vorel*, Petr (Hgg.): Lexikon současných českých historiků/The Lexicon of Contemporary Czech Historians. Praha 1999. – *Pánek*, Jaroslav / *Raková*, Svatava / *Horčáková*, Václava: Scholars of Bohemian, Czech and Czechoslovak History Studies. 3 vols. Prague 2005.

mit Josef Macek zwischen 1965 und 1989. Die elf folgenden Kurzportraits gelten Historikerinnen und Historikern, die Pánek persönlich und professionell, d.h. als Frühneuzeitforscher, nahe standen und stehen, bzw. Vertretern der tschechischen Historiografie, die er sehr schätzt. So findet man hier seine Lehrer Ivan Hlaváček und Josef Janáček, dann zwei große Mediävisten, die nicht nur als exzellente Wissenschaftler, sondern auch menschlich und aufgrund ihres Engagements als Bürger allgemeinen Respekt genießen: František Šmahel und der bereits verstorbene Jaroslav Mezník. Zudem findet sich hier eine Reihe treffender Portraits, unter anderem von Josef Válka, Lydia Petrářová und Jaroslav Francek.

Der dritte Teil des Buches trägt den Titel „Die Historiker in der Welt“. Auf 135 Seiten begegnen wir 18 Personen, die Pánek, ein begeisterter Globetrotter und hervorragend international vernetzter Historiker, im Laufe der Jahrzehnte kennengelernt hat oder mit denen er jahrelang freundschaftlich zusammenarbeitete. Pánek teilt sie in drei Gruppen: In der ersten finden wir deutsche, polnische und ungarische Gelehrte von Ferdinand Seibt bis István Tóth. Es ist kein Geheimnis, dass aus dieser Gruppe der früh verstorbene Volker Press, einer der einflussreichsten deutschen Frühneuzeitforscher der 1970er und 1980er Jahre, und der Posener Professor Marceli Kosman, ein profunder Kenner der neuzeitlichen Geschichte Polens, Litauens, Weißrusslands und der Ukraine, Pánek persönlich besonders nahe standen und stehen. In der zweiten Gruppe der südslawischen und osteuropäischen Historiker gilt dasselbe ohne Zweifel für den slowenischen Literaturhistoriker Oton Berkopec, der dem Gymnasiasten und Studenten Pánek den Weg zum geisteswissenschaftlichen Studium ebnete und ihn seinerzeit väterlich in die Kreise der jugoslawischen Kultur einführte. Die dritte Gruppe umfasst britische und amerikanische Historiker, darunter auch und vor allem den für Prag bedeutendsten: den „königlichen“ Professor aus Oxford, Richard J. W. Evans.

Der letzte große Abschnitt des Buches bringt Páneks überwiegend kurze, zwischen 1990 und 2003 geführte Interviews mit 14 ausländischen oder im Ausland lebenden Historikern. Hinzugefügt wurde ein Interview mit vertauschten Rollen, nämlich ein Gespräch, das Stanley und Zdeňka Winters mit Pánek für den „Austrian Studies Newsletter“ geführt haben, sowie die als langer persönlicher Brief konzipierte Reaktion Páneks auf einen Artikel Hans Lembergs in der Süddeutschen Zeitung über die Eskalation der Konflikte über die sogenannten Beneš-Dekrete im Jahr 2002.

Das Buch schließt mit einem langen Interview von 2013, das Pánek mit dem um eine Generation jüngeren tschechischen Historiker Petr Vorel geführt hat, einem Spezialisten für die Geschichte des 15. bis 17. Jahrhunderts, der sein Nachfolger im Amt des Vorsitzenden des Tschechischen Historikerverbandes wie des Internationalen Komitees der tschechischen Historiker ist. Mit Vorel verbindet Pánek nicht zuletzt die Leidenschaft für die Erschließung außereuropäischer Länder – vor allem der USA – für die tschechische Historiografie.

Der Band über die Historiker ist ein großer Gewinn für die Geschichte der modernen Historiografie. Er ist elegant gestaltet und mit vielen Fotografien der hier vorgestellten Wissenschaftler sowie mit einem Namens- und einem Ortsregister ausgestattet.

Das Buch zu Tschechien und Polen an der Schwelle der Neuzeit bringt 37 Studien zusammen, die Pánek in den letzten Jahrzehnten in polnischen Zeitschriften und Tagungsbänden publiziert hat. Gewissermaßen als Vorwort ist ihm eine kenntnisreiche biografische Studie zu Pánek aus der Feder von Marcell Kosman vorangestellt, der den Prager Freund als einen die Länder der böhmischen Krone und die Länder des alten polnischen Staates systematisch thematisierenden Forscher charakterisiert.

Der kürzere erste Teil des Buches stellt die tausendjährige gemeinsame Geschichte beider Staaten und Völker bzw. ihre Reflexion auf beiden Seiten vor. Die Studien des zweiten bis vierten Teiles sind dem „langen“ 16. Jahrhundert gewidmet. In der Abteilung „Polen und Böhmen, die Tschechen und die Polen“ geht es um beiderseitige Kontakte der aristokratischen Eliten, um Wege und Medien des gegenseitigen Informierens. Wilhelm von Rosenberg und der Olmützer Bischof Stanislaus Pawlowsky stehen hier im Zentrum der Aufmerksamkeit. Dabei bringt der umfangreiche dritte Teil zehn Studien über verschiedene Aspekte der tschechischen Gesellschaft und über die Verfassungs- bzw. rechtliche Situation im böhmischen Staat der Frühen Neuzeit. Es werden die böhmischen Städte ebenso wie das Prager Bildungszentrum oder die deutsch-tschechischen Konflikte des ausgehenden 16. Jahrhunderts thematisiert. Der vierte Teil präsentiert drei habsburgische Herrscherportraits: die böhmischen Könige und Kaiser Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II. Als vierter gesellt sich „der König der Katastrophe“ oder auch „der Winterkönig“ Friedrich von der Pfalz hinzu, der 1619/20 im aufständischen Böhmen zu regieren versuchte.

Im letzten Abschnitt des Buches verlässt Pánek die Renaissance und wendet sich in zehn Studien der aktuellen europäischen Geschichtspolitik und der tschechischen Historiografie des späten 20. Jahrhunderts zu. Er befasst sich mit der tschechischen Forschung zur polnischen Geschichte und legt schließlich zwei biografische Skizzen zu den Freunden Jan Sereďyka und Marcell Kosman vor, von denen auch im Band über die Historiker die Rede ist.

Als „Summary“ des Buches dienen Pánek zwei seiner englischen Studien: „Neighbourhood and Coexistence in Central Europe. The Czechs and the Poles in History“ und „Brothers, Patriots and Debauchees. Forming Impressions by Czechs of their Polish Neighbour on the Threshold of the Modern Age“. Den Abschluss bilden ein Nachweis der Erstveröffentlichungen und ein Personenregister.

Der dritte Band „Die Tschechen und die Südslawen. Kapitel aus den wechselseitigen Beziehungen“ wird von Páneks aufschlussreicher autobiografischer Schilderung „Wie ich kein Jugoslawist geworden bin“ eingeleitet. Der Verfasser schildert hier seine jugendliche und von Oton Berkopeć unterstützte Begeisterung für die Kultur und Geschichte der Völker des damaligen Jugoslawien und geht in der Folge auf den in jeder Hinsicht beklagenswerten Zustand der Südslawistik an der Prager Philosophischen Fakultät der 1970er Jahre ein, als er Slawistik im dritten Nebenfach studierte. Jede Tätigkeit in diesem Bereich wurde ihm mit der Zulassung zum Weiterstudium an der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften in den 1980er Jahren strengstens untersagt. Trotz dieser miserablen Rahmenbedingungen hat Pánek eine Reihe von Büchern aus dem Slowenischen übersetzt, eine beachtliche Zahl an Aufsätzen zu Kultur und Persönlichkeiten des ehemaligen Jugoslawien vor-

gelegt und als ehrenamtlicher Dolmetscher nicht allein für Václav Havel, sondern auch für andere tschechische und slowenische Spitzenpolitiker der 1990er Jahre gewirkt.

Der Band präsentiert Páneks Studien aus den Jahren 1972 bis 2013, die aktualisiert wurden, sodass sich ein relativ geschlossenes Ganzes ergibt. Er beginnt mit dem Abschnitt „Begegnungen an der Schwelle der Neuzeit“, in dem Kontakte und Verflechtungen der letzten Rosenberger mit der Familie des Grafen Zrinsky (der kroatische Landeshauptmann Jan Zrinsky von Seryn war „der“ erfolgreiche Feldherr der Verteidigungskriege gegen die Türken) um 1600 geschildert werden. Der zweite Abschnitt gilt der Kultur und Politik im 19. und 20. Jahrhundert. Hier stehen die bildende Kunst (Ludvík Kuba) und Literatur oder Literaturwissenschaft – vermittelt erneut über Schlüsselpersonen – im Zentrum von Páneks Aufmerksamkeit. Die folgende Sektion des Buches thematisiert die Rezeption der Balkankriege 1912/13 in der tschechischen ländlichen Gesellschaft. Im letzten Teil folgen schließlich sechs Studien zu Slowenien, seiner Geschichte, seiner Selbstständigkeit nach 1990 und seiner Historiografie. An die englischen Zusammenfassungen schließen sich ein Personen- und ein Ortsregister an.

Die drei umfangreichen Bände mit insgesamt mehr als 1800 Druckseiten bieten für einen breiten Kreis von Rezipienten interessante Lektüre. Pánek ist ein brillanter Erzähler und Stilist, die Portraits von Historikern und Slawisten, die er zeichnet, sind farbig, scharf und lebendig. Sie sagen in ihrem Ganzen viel über die Entwicklung und Vernetzung der nicht nur (mittel-)europäischen Historiografie aus.

Den größten Teil der Texte bestimmt ein freundschaftlicher, anerkennender Ton. Das nimmt nicht Wunder, sind diese doch als Laudationes, Jubiläumsaufsätze oder Nekrologe geschrieben, die Partner für Interviews wurden auf der Basis des freundlichen Respekts gewählt. Dennoch sind sie nicht schmeichelnd, färben nicht aus taktischen Gründen schön. Und sie verraten nicht zuletzt auch viel über den Verfasser selbst, was angesichts seiner seit den 1990er Jahren zentralen Position in der tschechischen Historiografie und Wissenschaftspolitik sicher nicht ohne Bedeutung ist. Was noch fehlt, sind Páneks Texte, die in einem direkten Kontext mit seiner organisatorischen und historiografisch-diplomatischen Tätigkeit und seinen Funktionen stehen. Sie sollen im vierten Band seiner „kleinen Schriften“ Platz finden.

Prag

Jiří Pešek

*Cermanová, Pavlína: Čechy na konci věků. Apokalyptické myšlení a vize husitské doby [Böhmen am Ende der Zeiten. Apokalyptisches Denken und Visionen der Hussitenzeit].*

ARGO, Praha 2014, 412 S., 17 farbige Abb., ISBN 978-80-257-1003-6.

Bei allen Unwägbarkeiten des irdischen Lebens war für den mittelalterlichen Menschen klar: Gott hatte die Welt geschaffen, und am Jüngsten Tage wird er sie wieder vernichten! In der Zwischenzeit bestimmte sein Plan die Weltgeschichte. Ein Plan, der in seiner Gesamtheit den Menschen zwar verborgen blieb, für dessen partielle Dechiffrierung Gott jedoch Spuren gelegt hatte. Diese Spuren wurden vor

allem in der Bibel verortet – im Alten Testament in den Prophezeiungen, die auf Christus und sein Leben, Sterben und seine Wiederkehr verweisen, im Neuen Testament mit Christi eigenen Vorhersagen zu den Eschata und der Offenbarung des Johannes. Diese Schriften waren nicht wörtlich zu lesen, sondern allegorisch zu verstehen, auch um die eigene Zeit darin wiederzuerkennen. Darauf, dass dieses Denken in besonderer Weise für das spätmittelalterliche Böhmen und die Hussitenzeit galt, verweist die auf dem Cover des Buches von Pavlína Cermanová wiedergegebene Darstellung aus dem Jenaer Codex: Sie zeigt einen weißen (hussitischen) Ritter, einen Diener Gottes, der die apokalyptische Bestie zusammen mit dem Papst, dem falschen Propheten, in den Höllenschlund schleudert, der als Kerker des Antichrist, der Bestie und der Dämonen gilt.

Auf dieses komplizierte Beziehungsschema lenkt die Prager Mediävistin Cermanová, die sich seit mehr als einem Jahrzehnt mit dem Problemkreis apokalyptischen Denkens im spätmittelalterlichen Böhmen beschäftigt,<sup>1</sup> unseren Blick. Dabei entfaltet sich ein breites, quellengesättigtes Panorama historiografisch-theologischer Literatur böhmischer und nichtböhmischer Provenienz, das sich in nuce auch in dem Band über das hussitische Jahrhundert wiederfindet, zu dessen Herausgebern die Autorin gehört.<sup>2</sup>

Cermanová geht von der Feststellung aus, dass das apokalyptische Denken als Bestandteil verschiedener gesellschaftlicher, theologischer und legitimatorischer Diskurse in der mittelalterlichen Gesellschaft geistige Ideale, politische Bemühungen, Ängste, Utopien und Hoffnungen repräsentierte. Das gesamte Mittelalter über habe die apokalyptische Perzeption der jeweiligen Gegenwart eine neue Dynamik verliehen und sei zugleich zu einem bedeutenden Instrument für den Ruf nach einer Reform der Kirche avanciert.

Im Mittelpunkt des ersten, gut 100 Seiten umfassenden Teils steht die Macht der Prophetien. Er setzt bei der sich schrittweise ausformenden Gestalt der mittelalterlichen Eschatologie und Apokalyptik an: dem Antichrist als Verfolger der Kirche und der Figur, die in der letzten Etappe der irdischen Geschichte die Kräfte des Bösen anführt.

Ausgehend von den Schriften der Kirchenväter vollzieht Cermanová detailliert

<sup>1</sup> Vgl. z. B. Cermanová, Pavlína: „Čas nynější den pomsty slove a tresktanie ...“ O zatracení a spáse ve středověkých Čechách [„Der heutige Tag ist der Tage der Rache und der Vergeltung...“ Über Verdammnis und Heil im spätmittelalterlichen Böhmen]. In: Doležalová, Eva/Novotný, Robert/Soukup, Pavel (Hgg.): *Evropa a Čechy na konci středověku. Sborník příspěvků věnovaných Františku Šmahelovi* [Europa und Böhmen am Ende des Mittelalters. Gesammelte Beiträge, gewidmet František Šmahel]. Praha 2004, 233-252. – *Dies.*: Antichristus avarus contra pauperes Christi. Chudoba a její význam v apokalyptickém diskurzu [Armut und ihre Bedeutung im apokalyptischen Diskurs]. In: Nodl, Martin (Hg.): *Zbožnost středověku* [Die Frömmigkeit des Mittelalters]. Praha 2007 (Colloquia mediaevalia Pragensia 6) 111-134. – *Dies.*: Die Erzählung vom Antichrist und seine Funktion in der religiösen und politischen Imagination im luxemburgischen Böhmen. In: Brandes, Wolfram/Schmieder, Felicitas (Hgg.): *Antichrist. Eschatologische Feindtypisierungen und Identifizierungen*. Berlin 2009, 159-178.

<sup>2</sup> Cermanová, Pavlína/Novotný, Robert/Soukup, Pavel: *Husitské století* [Das hussitische Jahrhundert]. Praha 2014.

nach, wie die Gestalt des Antichrist ab dem 14. Jahrhundert auch in Böhmen Fuß fasste (Velislaus-Bibel) und sich im mittelalterlichen Denken historische Topoi des Antichrist verfestigten. Diese wurden in einzelnen Kommentaren allegorisch interpretiert und verschmolzen häufig mit Präfigurationen (S. 40). Von dieser historisierenden Interpretationslinie wichen die hussitischen Autoren später ab, der Antichrist galt nunmehr als Inkarnation allen Übels, aller Sünden und Verfehlungen. Milíč von Kremsier beispielsweise nutzte ihn in seiner „Revelatio de Antichristo“, um das aktuelle Geschehen zu interpretieren, sowie als rhetorische Figur, mit deren Hilfe er die Notwendigkeit einer allgemeinen Reform der Gesellschaft begründete (apokalyptisches Narrativ). Unter Verweis auf Matthias von Janov und dessen Konzeption stellt die Autorin heraus, dass die geistige Interpretation des Antichristen nachfolgend eines der „dominierenden Elemente der hussitischen Reformhermeneutik“ (S. 55) bildete. Für Johannes Hus spielte die Idee des offenen Kampfes zwischen der Partei Gottes und jener des Antichrist unter anderem im Briefwechsel mit dem englischen Wyclif-Anhänger Richard Wyche eine wichtige Rolle. Bei eingehender Quellenanalyse und genauer historisch-theologischer Kontextualisierung zeigt Cermanová des Weiteren auf, wie bedeutend beispielsweise der Antichrist in den Schriften des Jakobell von Mies oder des Taboritenbischofs Nikolaus von Pelhřimov war. Gefragt wird zudem, in welcher Gestalt die apokalyptischen Völker Gog und Magog ins hussitische Denken mit dessen verschiedenen Strömungen Eingang fanden. Ein Unterkapitel ist der Rolle der Luxemburger (Karl IV., Sigismund von Luxemburg) in den apokalyptischen Prophetien gewidmet.

Der Fokus des zweiten Teils liegt auf der in den Prophetien verborgenen Macht (Tábor an der Zeitengrenze). Dabei geht es weniger um eine chronologische Abfolge des Geschehens vor dem Hintergrund der hussitischen Revolution als vielmehr um eine aus der inhaltlichen, komparativen Analyse resultierende Aufteilung in Themenblöcke. Ausgehend von der Lehre des Joachim von Fiore reicht die Spanne dabei von Nikolaus' von Pelhřimov um 1430 verfasster Interpretation der Offenbarung des Johannes und der Deutung der Kommune Tábor auf der Grundlage eines apokalyptischen Schemas, das mit der Heilsgeschichte korrespondierte, über den Chiliasmus am Beginn der Revolution bis hin zur Frage der Armut und ihrer Bedeutung in den apokalyptischen Bewegungen. Im vorhussitischen und hussitischen Milieu fand diese Kombination aus einer gewaltsamen Reform und dem Ideal einer besitzlosen apostolischen Kirche große Aufmerksamkeit, und das überraschender Weise auch im katholischen Milieu (Wiener Handschrift des „Vademecum“ von 1422). Schließlich wird der Blick auf „die aus dem Meer aufsteigende Bestie“ (S. 212-233) gelenkt, die in apokalyptischen Texten ein Synonym für die weltliche Gewalt bildete. Auch auf die Eucharistiefrage (Abendmahl *sub utraque specie*) und ihre Rolle in der individuellen und kollektiven Eschatologie (Jakobell von Mies, Nikolaus von Pelhřimov) geht Cermanová ein.

Die Apokalypse des Johannes bot den mittelalterlichen Autoren aufgrund ihrer Struktur und Bildgewalt ein ideales Deutungsmuster sowohl für zurückliegende und zeitgenössische Ereignisse als auch für Prophezeiungen. Die radikale Auslegung von Gegenwart und Zukunft stellte dabei nicht allein den Gegenstand gelehrter Disputationen dar, sondern drang auch zum einfachen Volk vor, etwa wenn Prophezeiun-

gen mit dem Aufruf zur Rebellion, zur Säuberung und zur Enteignung der Kirche verbunden wurden. Cermanová beschreibt eine weitgehend kontinuierliche Entwicklung vorhussitischer und hussitischer apokalyptischer Reflektionen und bietet dem Leser damit einen faszinierenden Einblick in das Denken einer scheinbar so ferneren Zeit.

Ein fast 120 Seiten umfassender Anmerkungsapparat, ein Verzeichnis der archivalischen und gedruckten Quellen, ein Literaturverzeichnis sowie ein Namensregister beschließen dieses inhaltlich wie stilistisch gleichermaßen anregende Buch, das eine Übertragung ins Deutsche verdienen würde.

Leipzig

Thomas Krzenek

*Bahlcke, Joachim: Gegenkräfte. Studien zur politischen Kultur und Gesellschaftsstruktur Ostmitteleuropas in der Frühen Neuzeit.*

Verlag Herder-Institut, Marburg 2015, 482 + XVII S. (Studien zur Ostmitteleuropaforschung 31), ISBN 978-3-87969-396-2.

Das hier zu rezensierende Buch besteht aus 22 Kapiteln, in denen Joachim Bahlcke Beiträge zu ausgewählten Fragen der politischen und religiösen Geschichte des frühneuzeitlichen Ostmitteleuropas präsentiert, die zwischen 1993 und 2013 bereits in internationalen wissenschaftlichen Zeitschriften und Sammelbänden erschienen sind. Mit dem treffend gewählten Titel des Buches unterstreicht er das Hauptaugenmerk seiner Forschungen der vergangenen beiden Jahrzehnte. Dieses lag auf der Rekonstruktion der Dynamik jener gesellschaftlichen Kräfte in Ostmitteleuropa, die vom 16. bis zum 18. Jahrhundert durch ihre gemeinsamen, parallelen, zum Teil einander aber auch entgegengesetzten Aktivitäten für die Spannung zwischen den zentralistischen Interessen des Herrschers und den Versuchen der Landstände, ihre politischen Freiheiten aufrechtzuerhalten, verantwortlich waren.

Bahlcke geht von der Rolle einzelner Gruppen in einer hierarchisch aufgebauten Sozialstruktur und von den Veränderungen der politischen Kultur aus und setzt seine Untersuchungen der gesellschaftlichen Prozesse in Böhmen, Mähren, Schlesien, der Ober- und Unterlausitz, im polnisch-litauischen Staat, Ungarn, Kroatien und Siebenbürgen auf drei miteinander verknüpften Untersuchungsebenen an: Die erste Ebene konzentriert sich auf die eigentlichen Akteure und Träger der politischen Macht, seien es Individuen, Körperschaften oder Institutionen, die im Dienste der Stände oder der Herrschaftshöfe standen. Auf der zweiten Ebene beschäftigt sich Bahlcke mit der Rekonstruktion der konfessionellen und intellektuellen Quellen, die deren kollektive Identitäten beeinflussten. Die dritte Ebene gilt der unübersehbaren Spannung zwischen den artikulierten politischen Interessen der Staatseinheit einerseits und den separatistischen Tendenzen der regional verankerten Ständepolitik andererseits.

Bahlcke hat die einzelnen Kapitel seines Buches in drei miteinander verbundene thematische Blöcke aufgeteilt. In den ersten Block fallen Texte, die sich mit dem politischen System und dem politischen Denken insbesondere im frühneuzeitlichen Böhmen und Ungarn beschäftigen, ein Bereich, mit dem sich der Autor lange Zeit intensiv befasst hat. Im zweiten thematischen Block finden sich Kapitel, die die Rolle

der Geistlichkeit und des Hochadels in den religiösen und politischen Kämpfen der Länder der böhmischen Krone, Ungarns, Siebenbürgens, Kroatiens und am Rande auch der Steiermark aus vergleichender Perspektive beleuchten. Die Fähigkeit verwandtschaftlich, sozial, religiös und anderwertig korporativ definierter Akteure, in die Dynamik gesellschaftlicher Prozesse in den böhmischen und ungarischen Ländern einzugreifen, bildet den gemeinsamen Nenner der Kapitel im dritten Teil des Buches.

Aus methodologischer Sicht ist Bahlckes konsequent vergleichender Ansatz besonders positiv hervorzuheben. Allerdings hätte es sich gelohnt, den Trägern der politischen und religiösen Veränderungen in den einzelnen österreichischen Ländern mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Sie interessieren den Autor – sieht man von zwei Kapiteln ab – nur peripher.

Aus dem umfangreichen Fußnotenapparat geht hervor, dass sich Bahlcke vor allem auf die internationale Fachliteratur stützt, gedruckte Quellen hat er in weitaus geringerem Maße herangezogen. Dem Ansatz seiner Arbeit entsprechend handelt es sich dabei primär um Schriftstücke juristischen Charakters. Von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, liegen der Arbeit keine eigenen Analysen nicht edierter Quellen zugrunde, die ja in den letzten zehn Jahren ins Zentrum der Forschung zur Frühen Neuzeit gerückt sind.

Bahlckes Arbeit stellt eine bemerkenswerte vergleichende Untersuchung der dynamischen Veränderungen der politischen Kultur und ihrer Träger im religiösen Kontext des frühneuzeitlichen Ostmitteleuropas dar. Dennoch hätten einige Kapitel von einem zumindest oberflächlichen Blick über die imaginäre Grenze dieser konstruierten territorialen Zusammensetzung profitiert. Dass dieser unterbleibt, ist wohl der Entstehungszeit der Texte geschuldet. In der Einleitung räumt der Autor selbst ein, dass der größte Teil seiner in dem Band veröffentlichten Beiträge während der letzten 20 Jahre entstanden ist, als die deutsche historische Ostmitteleuropa-Forschung unter dem Einfluss der gesellschaftlichen Veränderungen in dieser Region einen Boom erlebte (S. XV f.). Seinerzeit konnte Bahlcke mit dem Vergleich der politischen Kultur und der Macht- und Religionskonflikte zwischen den Ständen und dem Herrscher der politikgeschichtlichen Frühneuzeitforschung in Polen, Ungarn und Tschechien wichtige Impulse geben. In den letzten Jahren hat allerdings vor allem die deutsche Geschichtswissenschaft eindrucksvoll unter Beweis gestellt, dass der Weg zur Erforschung der Geschichte von Macht und Politik in den Gesellschaften der frühneuzeitlichen Staaten auch mithilfe anderer methodologischer Ansätze beschritten werden kann; darunter fallen in erster Linie Konzepte der symbolischen Kommunikation und der intellektuellen Geschichte.

Trotz der Überfrachtung einzelner Kapitel mit theoretischen Kategorien und der dichten, mitunter schwer verständlichen Ausführungen hat Joachim Bahlcke dank der gut durchdachten Auswahl seiner älteren Texte ein konzeptionell und methodologisch wertvolles Buch zusammengestellt und eine wichtige Etappe seiner wissenschaftlichen Tätigkeit dokumentiert.

*Griessenbeck von Griessenbach, Roma: Florián Griespek z Griespachu na Kaceřově. Ve službách Koruny české [Florian Griespek von Griespach in der Herrschaft Kaceřov. Im Dienste der Böhmisches Krone].*

NAVA, Plzeň 2013, 214 S., ISBN 978-80-7211-445-0.

*Freifrau von Griesßenbeck, Roma: Florian Griespek von Griespach in Geschichte und Gegenwart.*

Battenberg, Regenstein 2014, 310 S., ISBN 978-3-86646-111-6.

Die Autorin legt zugleich auf Tschechisch und Deutsch eine gut lesbare Biografie ihres Urahns vor. Florian Griespek von Griespach wurde 1504 in Innsbruck geboren und starb 1588 als böhmischer Adliger in Nelahozeves (Mühlhausen). Er steht beispielhaft für eine Beamtenkarriere im habsburgischen Böhmen des 16. und 17. Jahrhunderts zwischen königlich-kaiserlichem Katholizismus, ständischem Protestantismus und dem Sieg der Gegenreformation. Griespek war niederbayerisch-österreichischer Abstammung, hatte familiäre Bezüge zu Tirol und stieg dank enger Bindung an die Königsdynastie und dem Erwerb umfangreicher Besitzungen in Böhmen zu höchsten Staatsämtern auf. Während der böhmischen Aufstände gegen Habsburg 1547 war er kurzzeitig in Haft. Seine Kinder konvertierten zum Protestantismus, ergriffen deshalb 1618/1619 Partei für den Winterkönig und wurden zur Strafe von den habsburgischen Siegern enteignet.

Auf der Basis von Archivmaterial und Sekundärliteratur schildert die Autorin den persönlichen, beruflichen und wirtschaftlich-finanziellen Werdegang Griespeks und bettet diesen in den böhmischen Kontext ein. Sie beschreibt die Besitzungen Kacerov, Mühlhausen, Rožmitál und Nečtiny (Breitenstein), verfolgt das Familienschicksal bis in die dritte Generation und widmet sich abschließend dem späteren Umgang mit der Familiengeschichte in Böhmen bzw. Tschechien, speziell mit der Gruft der Griespeks in Kralovice.

Seit 1965 reist die Autorin nach Böhmen und setzt damit die Bemühungen der niederbayerischen Griespeks fort, die Familiengeschichte ihrer Urahnen zu rekonstruieren. Der schön bebilderte Band ist trotz Anmerkungen und Registern kein wissenschaftliches Werk und erhebt wohl auch nicht diesen Anspruch. Dafür sind die Nachweise zu vage und uneinheitlich, es haben sich Schreibfehler in den Text eingeschlichen und auch die Übersetzungen tschechischer Titel im Literaturteil wurden nicht konsequent vorgenommen. Die deutsche und die tschechische Ausgabe unterscheiden sich in Details – die deutsche Ausgabe enthält mehr Abbildungen und Nachweise – sowie einigen Angaben (z.B. in der Datierung des Fotos S. 171 bzw. S. 249 in der deutschen Ausgabe). Dennoch lesen sich die Bände mit Gewinn, denn sie gewähren anhand einer deutsch-österreichisch-böhmischen Persönlichkeit des 16. Jahrhunderts einen faszinierenden Einblick in eine grenzübergreifende Familiengeschichte.

Marburg

Jan Lipinsky

*Stejskalová, Eva: Novinové zpravodajství a noviny v Čechách od 17. století do roku 1740 [Zeitungsberichterstattung und Zeitungen in Böhmen vom 17. Jahrhundert bis zum Jahr 1740].*

Univerzita Karlova v Praze, Nakladatelství Karolinum, Praha 2015, 346 S., 16 S. Bildbeilage, ISBN 978-80-246-2613-0.

Die Anfänge der Zeitungsberichterstattung in Böhmen waren während der letzten 30 Jahre nicht gerade ein randständiges Thema in der tschechischen Frühneuezeitforschung. Vor allem mehrere Studien und eine zusammenfassende Monografie aus der Feder von Zdeněk Šimeček<sup>1</sup> erbrachten einen guten Überblick über die Entstehung und frühe Entwicklung der periodischen Berichterstattung in den böhmischen Ländern und ergänzten die Forschungen von Josef Volf<sup>2</sup> aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Eva Stejskalová möchte an diese Arbeiten anknüpfen und ein „Lesebuch“ vorlegen, das diese bestehende Forschung illustriert und um neue Erkenntnisse zu jüngst identifizierten periodischen Drucken bohemikaler Provenienz aus dem 17. und 18. Jahrhundert ergänzt. Das Anliegen, dem Leser die Anfänge der periodischen Berichterstattung in den böhmischen Ländern in ansprechender Form zugänglich zu machen, hat sie erfolgreich verwirklicht, konzeptionell hat das Buch jedoch einige Schwächen.

In der Einleitung kündigt Stejskalová an, die periodische Presse aus mediengeschichtlicher Perspektive und auf der Grundlage des Konzepts der Kommunikation analysieren zu wollen (S. 8 f.). Davon merkt man dem Text allerdings nichts an. Es bleibt bei einer zusammenhanglosen Verwendung entsprechender Termini und der bloßen Andeutung, die verschiedenen Medientypen, die Zeitungen eingeschlossen, hätten einander beeinflusst, die an keiner Stelle belegt wird (vgl. etwa S. 270). Dass Stejskalová nur die Terminologie, mitnichten die methodischen Zugänge der Medien- und Kommunikationsforschung nutzt, bestätigt sich im Literaturverzeichnis, in dem mit Ausnahme zweier Standardwerke von Werner Faulstich die einschlägigen Titel fehlen.

Leider spiegelt sich im Herangehen der Autorin an das Thema zudem die Unkenntnis der grundlegenden Literatur zur Geschichte des europäischen und speziell des deutschen Buchdrucks und Buchhandels wider. Folglich werden bei der Darstellung der Entwicklung dieser Sphäre während der Frühen Neuzeit viele bekannte Fakten verdreht (z. B. S. 68).

Neben methodischen Schwächen und faktischen Fehlern trübt auch die terminologische Unsicherheit das Lesevergnügen: Grundlegende Begriffe wie „Publizistik“ (publicistika) oder „Berichterstattung“ (zpravodajství) werden alternierend und ohne Definition verwendet, sodass der Leser mitunter den Eindruck gewinnt, es handle sich um Synonyme, um kurz darauf festzustellen, dass es um zwei unter-

<sup>1</sup> Šimeček, Zdeněk: Počátky novinového zpravodajství a novin v českých zemích (Do devadesátých let 18. století) [Die Anfänge der Zeitungsberichterstattung und Zeitungen in den böhmischen Ländern (bis zu den 1890er Jahren)]. Brno 2011.

<sup>2</sup> Volf, Josef: Dějiny novin v Čechách do r. 1848 [Geschichte der Zeitungen in Böhmen bis zum Jahre 1848]. Praha 1930. – Ders.: Dějiny novin a časopisů [Geschichte der Zeitungen und Zeitschriften]. In: Československá vlastivěda. Bd. 7, Praha 1933, 391-436.

schiedliche, freilich nicht näher spezifizierte Bestandteile journalistischer Arbeit geht (S. 27, 31, 83). Ohne Zweifel ist es im Fall der frühneuzeitlichen Zeitungen nicht immer einfach, die Publizistik und Berichterstattung voneinander abzugrenzen. Doch die Analyse der frühneuzeitlichen periodischen Zeitungen aus Böhmen, mit der die Autorin den Anteil böhmischer Editoren und auch die inhaltliche Beeinflussung durch die Propaganda nachweisen kann, legt nahe, dass eine Definition beider Termini in den zeitgenössischen Zusammenhängen durchaus möglich gewesen wäre.

Das Werk stützt sich nahezu ausnahmslos auf gedruckte Quellen, vor allem auf erhaltene Zeitungen aus den Werkstätten der Prager Buchdrucker der zweiten Hälfte des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, aus denen umfangreiche Passagen wiedergegeben werden. Allerdings hat die Autorin darauf verzichtet, ungedruckte archivalische Quellen heranzuziehen. Zwar hatte Zdeněk Šimeček bereits einige Archivadokumente verwendet, doch konnte er die Masse des verfügbaren Materials nicht berücksichtigen. Bei dieser handelt es sich zum einen um Quellen, die in den städtischen Verwaltungen im Zusammenhang mit der Tätigkeit der einzelnen Druckereien entstanden, zum anderen um Dokumente, die die Funktionsweise der Zensur in Bezug auf die Herausgabe der Zeitungen erhellen. Diese Quellen wären zweifellos geeignet, Antworten auf einige der Fragen zu geben, zu denen die Autorin gelangte, die sie aber durch die Untersuchung der erhaltenen Zeitungen allein nicht klären kann.

Die mithin beschränkte Quellenauswahl schlägt sich zudem auch auf die inhaltliche Interpretation der gedruckten Zeitungen nieder, die neben der typologisch-typografischen Analyse der Drucke im Zentrum der Arbeit steht. In den einführenden Kapiteln befasst sich Stejskalová mit den Anfängen gedruckter Zeitungen in Europa und insbesondere in Böhmen, in den folgenden, die den Hauptteil des Buches ausmachen, schildert sie die Entstehung und Entwicklung der periodischen deutschen und tschechischen Zeitungen. Dabei dokumentiert sie die Tätigkeit der einzelnen Offizinen, die Privilegien für die Herstellung von Drucken dieser Art erwarben. Sie verfolgt, wie Nachrichten gewonnen wurden, befasst sich mit der Rolle der Post bei der Verbreitung von Informationen sowie mit der weiteren redaktionellen Bearbeitung der Nachrichten und natürlich mit dem Druck, am Rande auch mit der Distribution unter den Lesern. Unbeachtet bleibt die Rezeption, bleiben also die Leser der Zeitungen.

Indessen widmet sich Stejskalová dem Zeitungsinhalt, dessen Analyse sie fragmentarisch überlieferte Zeitungsexemplare zugrundelegt, die größtenteils in den Sammlungen des Prager Nationalmuseums zu finden sind. Hier ist es Stejskalová gelungen, einige bisher unbekannte Zeitungen zu identifizieren. Verzichtbar erscheint dann allerdings das letzte Kapitel, das die Entstehung der ersten gelehrten Zeitschriften in den böhmischen Ländern behandelt, da hier eine Verbindung zum Zeitungswesen allein durch die Periodizität der Herausgabe gegeben ist. Stattdessen hätte man sich eine ausführlichere Beschäftigung mit dem Wechselverhältnis von Zeitungen und Kalendern gewünscht, das hier nur gestreift wird.

Die Themen der Zeitungsnachrichten – es überrascht nicht, dass europäische politische und besonders militärische Ereignisse dominieren – verfolgt die Autorin systematisch, doch ihre Versuche, die Nachrichten in den Kontext der damaligen

Entwicklungen einzuordnen, stoßen aufgrund ihrer Unkenntnis der elementaren Fachliteratur häufig an Grenzen. Beispiele hierfür sind die ungenaue Charakterisierung der konfessionellen Verhältnisse in den Prager Städten der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (S. 184) und die Marginalisierung des bedeutenden und von der Fachpresse aufgearbeiteten Ereignisses des sogenannten französischen Brandes der Prager Städte im Jahre 1689 (S. 197 f.). Dass sie sich in der zeitgenössischen Entwicklung nicht sicher orientiert, verleitet die Autorin auch zu der Vereinfachung, das Scheitern von Bemühungen, eine regelmäßige Zeitung in tschechischer Sprache in den Prager Städten während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts herauszugeben, auf ein Desinteresse der Öffentlichkeit zurückzuführen (S. 195). Ihre These stützt sich auf die tradierte Ansicht, die aktive Kenntnis der tschechischen Sprache sei in Böhmen seit der Mitte des 17. Jahrhunderts zurückgegangen. Dem steht allerdings die Verwendung des Tschechischen in amtlichen Schriftstücken aus den Verwaltungen der Prager Städte (vor allem der Alt- und der Neustadt) entgegen, aus denen diese Sprache auch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht verschwindet. Es handelte sich um ein Idiom, in dem nicht nur die Beamten, sondern auch die politischen (bürgerlichen) Eliten sowie die gewöhnlichen Bürger, mithin die potenziellen Zeitungsleser im Alltag kommunizierten. Stejskalová charakterisiert es unzutreffend als „holprig“ (S. 271-275). Ein Blick auf die zitierten Beispiele zeigt jedoch deutlich, dass der Sprachgebrauch in den Zeitungen dem damaligen Standard schriftlicher Äußerungen ganz und gar entsprach.

Stejskalová's Buch hat zwar Schwächen, doch wer es als Dokumentation der Anfänge der periodischen Berichterstattung in Böhmen liest, wird von ihm profitieren. Es ist gut geschrieben und stellt ein an Informationen reiches Handbuch für die Fachwelt wie die Laienöffentlichkeit dar. Auch lässt es sich in der universitären Lehre einsetzen – und das nicht nur für die Fächer Geschichte, Buchwissenschaft und Journalistik, sondern auch in den Medienwissenschaften.

Prag

Olga Fejtová

*Siemann, Wolfram: Metternich. Stratege und Visionär. Eine Biografie.*

C. H. Beck, München 2016, 983 S., 73 Abb., ISBN 978-3-406-68386-2.

Über Clemens Fürst Metternich sind bereits fast 30 biografische Abhandlungen verfasst worden. Unter diesen ragt Wolfram Siemanns Werk nicht nur durch seinen Umfang von fast 1000 Seiten hervor, sondern auch durch eine umfassendere Quellensichtung, als sie bislang vorgenommen worden ist. Als erster hat Siemann systematisch den Familiennachlass der Metternichs ausgewertet, was neue Einblicke insbesondere hinsichtlich der Bildungsgeschichte Metternichs und des Zusammenhangs von familiären und politischen Fragen in seinem Leben erlaubt. Vor allem aber stellt Siemanns Werk eine grundsätzliche Revision des Metternich-Bildes dar, das lange von der Biografie aus der Feder Heinrich von Srbik bestimmt wurde.<sup>1</sup> Dass Metternich bei Siemann aus der Rolle des bloßen Reaktionärs herausgeholt und die

<sup>1</sup> *Srbik, Heinrich von: Metternich. Der Staatsmann und der Mensch. 2 Bde. München 1925.*

Virtuosität seiner Diplomatie gebührend gewürdigt wird, stellt ein großes Verdienst der neuen Biografie dar. Sie leistet etwas, was die klassische Biografie im besten Fall zu bieten vermag: Metternich in jeder Etappe seines Bildungs- und Berufswegs dicht zu begleiten, seine Erfahrungen zu ergründen und Lernprozesse zu dokumentieren. Dies gelingt Siemann vortrefflich, wenn er, um nur ein Beispiel zu nennen, Metternichs Lektüre von Edmund Burkes „Reflections on the Revolution in France“ von 1790 anhand seiner persönlichen Anstreichungen akribisch auswertet und daraus weitreichende Schlüsse auf Metternichs politisch-historisches Denken abzuleiten vermag.

Es geht in Siemanns Werk aber um mehr als die dichte Rekonstruktion eines Lebenswegs und der damit verbundenen Sinnhorizonte. Der Autor hat ein kämpferisches Buch geschrieben, das mit einem ganzen Komplex von Fehldeutungen der Person Metternichs aufräumen will. Das Bemühen, ein vorherrschend negatives Metternich-Bild zu revidieren, versetzt den Autor unwillkürlich in eine Position der Verteidigung des österreichischen Staatsmanns und nimmt ihm die Distanz und Unbefangenheit, die für das biografische Schreiben eigentlich erforderlich ist. Immer wieder gleicht der Text einem Plädoyer: Der Autor wird nicht müde, die überragenden Fähigkeiten und die Weitsicht Metternichs hervorzuheben und ihn gegen alle Vorwürfe in Schutz zu nehmen. In wichtigen Fragen übernimmt Siemann dabei die Optik Metternichs. Dies fällt besonders bei der Bewertung der Gegner des österreichischen Staatsmanns auf. Breite nationale Strömungen identifiziert der Autor einseitig mit religiös verbrämten nationalistischen Positionen, die er paradigmatisch in der Person des Attentäters Carl Ludwig Sand findet. Seinen Helden Metternich hingegen bezeichnet Siemann „der Sache nach“ als einen Liberalen, den er an die Seite „des mustergültigen Wirtschaftsliberalen Friedrich List“ stellt (S. 867). List war bekanntlich nicht nur Propagator einer Zollunion, sondern gab auch den „Volksfreund aus Schwaben. Vaterlandsblatt für Sitte, Freiheit und Recht“ heraus; er war insofern repräsentativ für das Zusammenkommen von liberalen und nationalen Strömungen. Im Zuge der von Metternich vorangetriebenen Karlsbader Beschlüsse von 1819 geriet auch er in die Verfolgung vermeintlicher Umstürzler und wurde 1822 zu zehn Monaten Festungshaft verurteilt. Metternich und List zu Verbündeten im Geiste zu machen, wo sie doch zeitweise durch Festungsmauern getrennt waren, ist kaum nachvollziehbar und schadet letztlich einer differenzierten Revision des Metternich-Bildes. Metternichs Haltung zum Liberalismus ist allenfalls als ambivalent zu bezeichnen: Zwar schlug er in späteren Jahren eine vertragliche Assoziation Österreichs an den Deutschen Zollverein vor und holte den Wirtschaftsliberalen Kübeck in die Regierung, zugleich unterschätzte er jedoch notorisch die Anliegen der Industrie seines Reiches und witterte hinter wirtschaftsliberalen Forderungen ständig die Gefahr eines politischen Liberalismus.

Die Frage der Nationalitätenpolitik der Habsburgermonarchie behandelt Siemann am Beispiel Italiens, was angesichts der Fülle der möglichen Untersuchungsfälle selbstverständlich gerechtfertigt ist. Im Hinblick auf die Beurteilung des Nationalismus wäre allerdings auch ein näherer Blick auf die böhmischen Länder und Ungarn lohnend gewesen, ist hier doch die Entstehung des Nationalismus aus historisch-ständepolitischen und nicht nur kulturellen Zusammenhängen nachzuweisen. Na-

tionalismus war ein politisches, wirtschaftliches und kulturelles Projekt, dessen Protagonisten nicht schlichtweg durch soziale Marginalisierung zu diskreditieren sind. Siemanns apodiktisches Urteil, deren „wirtschaftliche, soziale und psychische Situation“ habe sie zu „Jüngern der neuen Religion des Nationalismus“ (S. 645) prädestiniert, trifft nur eine sehr kleine Gruppe im heterogenen Projekt der Nation. Bemerkenswert ist es in diesem Zusammenhang, dass der Autor dagegen Metternich überschwänglich dafür lobt, beim Versuch, ein illyrisches Königreich zu schaffen, identitätsbildend vorgegangen zu sein. Metternichs Reflexionen über die Gemeinsamkeit des „slawischen Ursprungs“ der Bewohner des projektierten Königreichs und deren „Vorliebe zu dieser Abkunft“ sowie seine Suche nach einem geeigneten historisierenden Wappen erscheinen Siemann „unglaublich modern“ (S. 627), offenbarten sie doch, dass Metternich sein ganzes Handeln als „invention of tradition“ begriff. Mit dieser berühmten Formel habe der „amerikanische Nationalismusforscher E.P. Thompson“ benannt, wie die Entstehung des Nationalismus im 19. Jahrhundert als Ergebnis einer Konstruktion zu begreifen sei. Abgesehen davon, dass das Konzept der „invention of tradition“ von Eric Hobsbawm, einem (wie auch E.P. Thompson) britischen Historiker, stammt, stellt sich die Frage, was eigentlich die Gedankenoperationen Metternichs in diesem konkreten Falle von denen der inkriminierten Nationalisten unterschied. Bewusste Traditionsfindung wurde aber auch in der Zeit Maria Theresias bereits von Seiten der Habsburgermonarchie offiziell betrieben, als es darum ging, aus den territorialen Gewinnen, die Österreich aus den Teilungen Polens davongetragen hatte, ein Kronland zu formen: Galizien.<sup>2</sup> Alle diese Fälle kann man mit dem Konzept der „invention of tradition“ beschreiben. Modern werden sie aber nicht dadurch, dass das entsprechende Analysekonzept aus der Mitte der 1980er Jahre stammt.

Problematisch erscheint vor allem, was Siemann zu Polen und zur polnischen Frage schreibt. Hier tauchen in einem Buch, das traditionskritisch vorzugehen beansprucht, an vielen Stellen alte, überwunden geglaubte Muster auf. So ist in Siemanns Darstellung ausnahmslos von den „polnischen Teilungen“ die Rede, wenn die Teilungen Polens gemeint sind. Den Novemberaufstand von 1830/31, der tatsächlich ein Krieg zwischen Polen und Russland war, in dem sich in mehreren großen Feldschlachten 80000 bzw. 140000 Soldaten gegenüberstanden, bezeichnet Siemann durchgehend als „Warschauer Aufstand“ (S. 651 ff.), der im Zweiten Weltkrieg stattfand. Dabei handelt es sich nicht nur um einen terminologischen Irrtum, sondern auch um eine Verkennung der Tragweite dieses Geschehens, in dem die Brüchigkeit der von Metternich maßgeblich geprägten Ordnung des Wiener Kongresses von 1815 schlagartig deutlich wurde. Von dieser Ordnung wird immer wieder behauptet, sie habe Frieden bis zumindest in die Zeit des Krimkriegs gesichert. Tatsächlich endete der Frieden 1830, wenn man Polen nicht als eine unbedeutende Peripherie Europas abtut. Immerhin räumt Siemann ein, der Aufstand sei für das Wiener System „prekär“ gewesen (S. 783).

---

<sup>2</sup> Wolff, Larry: *The Idea of Galicia: History and Fantasy in Habsburg Political Culture*. Stanford/Ca. 2010.

Siemann kann auf ein unveröffentlichtes Memorandum Metternichs verweisen, aus dem hervorgeht, dass sich der Staatsmann durchaus der sicherheits- und ordnungspolitischen Hypothesen bewusst war, die aus den Teilungen Polens resultierten. Dies weist Metternich in der Tat als einen reflektierenden Politiker aus, wenn auch seine geschichtliche Deutung, „blinde Vergrößerungssucht“ des russischen und des preußischen Kabinetts hätte die Teilungen Polens herbeigeführt, irrig ist (S. 207). Siemann folgt hier erneut dem Urteil seines Helden, wenn er von der „komplizierten Mächtebalance der drei Großmächte im mittleren Osteuropa“ (gemeint ist wohl: im östlichen Mitteleuropa) spricht, „von denen Preußen und Russland es ausschließlich darauf abgesehen hatten, sich auf Kosten Polens territorial zu vergrößern“ (ebenda). Es gibt einen lange bestehenden Konsens in der Forschung, dass die treibenden Kräfte der Teilungen Polens nicht Russland, sondern Preußen und die Habsburgermonarchie waren. Seit dem Verlust Schlesiens war letztere zur Erhaltung ihres Großmacht-Status an Kompensation interessiert, welche sie durch die Annexion Südpolens gewann. Das wird in der Metternich-Biografie ebenso wenig reflektiert wie die spätere Okkupation und Annexion der Republik Krakau durch Österreich im November 1846.

Wenn es um Metternich als handelnden Politiker geht, gelangt man zu schwierigen Fragen: Siemann erkennt gerade in der Regelung der polnischen Frage „das schlagendste Argument“ für die Art und Weise, in der in Wien das Problem der Nation geregelt wurde: Die Wiener Ordnung gewährte Nationalität im Staat, im Gegensatz zum Nationalstaat, der die Nationalität des Staates proklamierte (S. 519). Wenn auch die Wiener Kongressakte vom 9. Juni 1815 in der Tat bestimmte, dass in den drei Teilungsgebieten jeweils getrennte Repräsentationen erhalten werden sollten, so ist doch zunächst zu betonen, dass mit den Teilungen Polens ein Staatswesen zerstört wurde, das überethnisch konstituiert war. Der Habsburgermonarchie und namentlich Metternich nun einen gewissermaßen postnationalen Umgang mit Nationalitätenfragen zuzuschreiben, ist nur auf den ersten Blick plausibel. Diese Auffassung kann sich zwar auf die bei Siemann zitierte Aussage Metternichs stützen, dass die Einheit des Reiches in der Krone zu suchen sei und von diesem Punkt aus das Zusammenwirken der Nationalitäten zum gemeinsamen Staatszweck gesichert werden müsse. Gegenüber dem preußischen Botschafter Arnim formulierte Metternich allerdings auch den „deutschen Beruf Österreichs“. Als Reich habe dieses nur eine Nationalität: Österreich sei deutsch, deutsch durch die Geschichte, durch den Kern seiner Provinzen, durch seine Zivilisation (Bericht Arnims vom 20. Juli 1847).<sup>3</sup> Zugleich ist den Regierungsvorträgen Metternichs eine antislawische Auffassung zu entnehmen. Metternichs Ausführungen über das „Wesen des Slaventums“ enden in dem Plädoyer für die „Überwachung eines Millionen in sich fassenden ‚Elements‘ als eine wichtige Aufgabe der Regierung“.<sup>4</sup> Die idealisierende Auffassung von der ethnischen Neutralität der Habsburgermonarchie und speziell Metternichs ignoriert auch, dass habsburgische Politik sich durchaus auf Nationa-

<sup>3</sup> Zitiert nach *Schlitter*, Hanns: *Aus Österreichs Vormärz*. Bd. 2: Böhmen. Zürich, Leipzig, Wien 1920, 115, Anm. 332.

<sup>4</sup> *Ebenda* 73.

lität im Sinne einer divide-et-impera-Politik stützte. Metternichs Plan etwa, das Kronland Galizien in eine ethnisch polnische und eine ethnisch ruthenische Provinz zu teilen, war zwar administrativ begründet, rückte aber von einem überethnischen Gliederungsprinzip in den Ländern der Habsburgermonarchie ab.

Mit diesen kritischen Schlaglichtern, die insbesondere die Geschichte Ostmitteleuropas betreffen, wird der große Erkenntnisfortschritt, den Siemanns Werk für die Erforschung einer der zentralen Figuren der deutschen und europäischen Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bedeutet, nicht in Abrede gestellt. Die Biografie in allen ihren Aspekten zu würdigen und daraus neue Fragen abzuleiten, wird die historische Beschäftigung mit dem 19. Jahrhundert zweifellos beleben.

München

Martin Schulze Wessel

*Die Protokolle des österreichischen Ministerrates 1848-1867. Abt. III: Das Ministerium Buol-Schauenstein. Bd. 7: 4. Mai 1858 - 12. Mai 1859. Bearbeitet von Stefan Malfèr.*

Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2015, LV + 408 S., ISBN 978-3-7001-7788-3.

45 Jahre nach dem Erscheinen ihres ersten Bandes wird diese wichtige Edition jetzt mit dem 26. abgeschlossen.<sup>1</sup> Neun dieser Bände hat in nun auch schon mehr als 34 Jahren mit gleichbleibender Sorgfalt und Umsicht Stefan Malfèr bearbeitet. Ihm und seinen sieben Kolleginnen und Kollegen und dem ersten „Redakteur“ Helmut Rumppler gebührt großer Dank. Rumpplers 1970 vorgelegter Einleitungsband enthält eine bis heute unübertroffene „behördengeschichtliche und aktenkundliche Analyse“, die jeder ernsthafte Arbeiter auf diesem Feld mit großem Gewinn benutzen wird. Zu danken ist den obersten Verantwortlichen dieses großen Unternehmens auch, dass es nicht als Mikrofiche- oder EDV-Ausgabe weitergeführt wurde, als erkennbar wurde, dass aus den anfangs geschätzten 15 Bänden fast doppelt so viele werden würden. Jeder, der sie gründlicher studiert, wird begrüßen, statt immer bloß einer Seite auf dem Bildschirm gleich mehrere Bände auf einmal „real“ neben sich haben und alles im engeren und weiteren Kontext studieren zu können. Die detaillierten und sorgfältig gearbeiteten Register ersetzen eine elektronische „Volltextsuche“ vollauf.

Der hier anzuzeigende Band ist zusammen mit seinem Vorgänger und seinem Nachfolger zu sehen.<sup>2</sup> Alle drei Bände zeigen, dass der 1848 blutjung auf den Thron gekommene, 1858/59 etwa dreißigjährige Kaiser Franz Joseph (1830-1916) kein schwacher Monarch gewesen ist. Seine Ressortminister und auch der „Minister des kaiserlichen Hauses und des Äußeren“ Graf Carl Ferdinand Buol-Schauenstein, der als Präsident der Ministerkonferenz wirkte, nahmen eine relativ untergeordnete

<sup>1</sup> Vgl. dazu: Österreichische Osthefte 15 (1973), 18 (1976), 19 (1977), 21 (1979), 23 (1981), 26 (1984), 27 (1985), 29 (1987), 32 (1990) und 39 (1997) und Bohemia 47 (2006/07) H. 2, 49 (2009) H. 2, 51 (2011) H. 2 und 54 (2014) H. 1.

<sup>2</sup> Vgl. entsprechende Rezensionen in: Bohemia 54 (2014) H. 2, 471 f. und 47 (2006/07) H. 2, 483-485.

Stellung ein, anders als noch Fürst Felix Schwarzenberg, dem Buol 1852 nachfolgte. In den 66 hier dokumentierten Sitzungen vom 4. Mai 1858 bis zum 12. Mai 1859 wurden fast ausschließlich eher „technische Fragen“ besprochen. Auch diese sind heute für Historiker interessant: Wie stellte Österreich damals seine Währung um, als es mit dem übrigen Deutschland eine Konvention zu ihrer Vereinheitlichung abschloss? Fragen, die gemeinhin als zur „großen Politik“ gehörend gelten, standen nicht auf der Tagesordnung. Eine Ausnahme sind nur die in diesem Band erstmals vollständig gedruckten Protokolle der acht „Konferenzen“, die vom 1. Januar bis zum 30. April 1859 im Vorfeld des „Italienischen Krieges“ abgehalten wurden. In ihnen ist ein Teil des Entscheidungsprozesses dokumentiert, der schließlich zu diesem Krieg führte. Doch auch sie zeigen nach Form und Inhalt, dass die Entscheidungen anderswo fielen. Statt abzuwarten, ob und wann Napoleon III. und Sardinien-Piemont den oberitalienischen Teil seines Reiches angreifen würden, was seit der Jahreswende 1858/59 in der Luft lag, wollte Franz Joseph Viktor Emanuel zu einem Krieg provozieren, der mit einer Niederlage der Italiener enden und dadurch die Bereinigung dieses Problems bewirken sollte. Die Folgen sind bekannt. Buols Ablösung durch Rechberg war hingegen keine Konsequenz der österreichischen Niederlage. Sie erfolgte vielmehr schon am 17. Mai 1859, sechs Wochen vor der entscheidenden Schlacht bei Solferino (24. Juni) und zwei Monate vor dem „Laxenburger Manifest“ vom 15. Juli 1859, das „zeitige Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung“ ankündigte. Mit der Entlassung des Innenministers Alexander Bach und des „Chefs der Obersten Polizeibehörde“ Freiherr Johann Franz Kempen von Fichtenstamm begann dann eine neue Zeit.

Der Historiker weiß, „wie die Geschichte weitergegangen ist“ und dass die nächste Niederlage 1866 nicht den Untergang dieses Reiches bewirkte, sondern am Anfang eines weiteren halben Jahrhunderts jetzt österreich-ungarischer Großmachtpolitik stand. Er kann deshalb auch Malfè zustimmen, der daran erinnert, dass „die Niederlage die Wiederaufnahme des für jeden Staat essentiellen politischen Diskurses der maßgebenden Kräfte [ermöglichte], der in der Habsburgermonarchie seit 1849 zunehmend und seit 1852 vollständig unterdrückt worden war“, und die rhetorische Frage stellt, was „bedeutender“ gewesen sei: „der Verlust einer Provinz und der Vormachtstellung in Italien, oder die Umwandlung des absolutistisch und autokratisch regierten Staates in eine den Zeitverhältnissen längst viel besser entsprechende konstitutionelle Monarchie mit einem Parlament und mit Landtagen?“ (S. XLI). Auch die weniger spektakulären Probleme, die von den obersten Politikern und Beamten eines jeden Staates zu lösen sind, bestimmten den Gang der Geschichte mit.

War der „Neoabsolutismus“, der jetzt an sein Ende kam, unvermeidlich? Die Frage darf gestellt werden. Ganz gewiss war ein Parlament für das ganze Reich so lange unmöglich oder doch untunlich, solange seine magyrischen und italienischen Angehörigen einen eigenen Nationalstaat und die Unabhängigkeit von „Wien“ anstrebten und bereit waren, dafür auch Gewalt anzuwenden. Vielleicht hätte aber doch eine stärkere Regierung und ihre Zusammenfassung in einem Kabinett den Monarchen eher gestärkt als geschwächt, denn schwache Minister stützen den Monarchen nicht. Die Abstriche an einzelnen Zielen, die zur Bildung eines politi-

schen Gesamtwillens nötig sein können, werden politisch durch die Solidarität des Kabinetts mehr als aufgewogen, und der Herrscher gewinnt dabei mehr als mit jeder Politik des „divide et impera“. Er muss nicht, wie im System von Westminster, zum „rubber stamp“ (G.B.Shaw) eines plebiszitär zum Ersatzkaiser aufwachsenden Premierministers werden, sondern kann Arm in Arm mit einem Ministerpräsidenten in einem „Duumvirat“ der Stärkere sein. Denn er hat das letzte Wort und kann auch den Premier entlassen, der dagegen so machtlos ist wie selbst Bismarck 1890. Doch das sind Spekulationen.

Die den Leser der Bohemia besonders interessierenden Territorien waren in diesen Sitzungen niemals Gegenstand eingehender Diskussionen. Die wenigen Sätze, in denen sie überhaupt erwähnt wurden, sind über das Register (vor allem über die Einträge zu einzelnen Orten) leicht zu finden. Auf jeden Fall tut aber auch der nur an einem Teil dieses Reiches Interessierte gut daran, die großen Linien der Politik ebenfalls „im Hinterkopf“ zu haben. Die Einführung von Stefan Malfèr wird ihm dabei eine große Hilfe sein. Herzlichen Glückwunsch also zum Abschluss dieses in mehr als nur einer Hinsicht „großen“ Unternehmens und alle guten Wünsche für die schon begonnene Fortsetzung für das halbe Jahrhundert der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Tübingen

Bernhard Mann

*Vogel, Lutz: Aufnehmen oder Abweisen? Kleinräumige Migration und Einbürgerungspraxis in der sächsischen Oberlausitz 1815-1871.*

Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2014, 407 S., Abb. (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 47), ISBN 978-3-86583-827-8.

Nicht erst im Zuge aktueller Entwicklungen hat die (historische) Migrationsforschung einen starken Aufschwung erlebt und eindrücklich herausgearbeitet, dass Wanderungsbewegungen einen historischen „Normalfall“ darstellen. In den Blick genommen wurden dabei in den letzten Jahren besonders Migrationsprozesse der Moderne über größere Distanzen und mehrere Ländergrenzen hinweg. Weniger Aufmerksamkeit erfahren haben indessen kleinräumige translokale und transregionale Wanderungen, selbst wenn diese mit Grenzübertritten verbunden waren.

An dieser Schnittstelle von Migrationsforschung und Regionalgeschichte setzt die Arbeit des am Dresdener Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde tätigen Historikers Lutz Vogel an. In der auf seiner 2012 eingereichten Dresdener Dissertation basierenden Studie analysiert und interpretiert er eben diese kleinräumigen Bewegungen im Dreiländereck zwischen Sachsen (konkret: der sächsischen Oberlausitz), Böhmen und Schlesien. Zeitlich konzentriert sich Vogel auf die Periode zwischen der Teilung Sachsens auf dem Wiener Kongress – wobei bekanntlich ein Großteil der Lausitz zu Preußen kam – und der Reichseinigung. Die Quellenbasis bilden vor allem die Überlieferungen aus Archiven der Landes-, Regional- und Lokalebene, die der Verfasser detailliert ausgewertet hat. Dazu kommen gedruckte Dokumente wie die Protokolle von Landtagssitzungen, Adressbücher, statistisches Material und Periodika. Sie zeigen Sachsen und speziell die Oberlausitz als „Einwanderungsland“ (S. 11), dessen Bevölkerungszuwachs von 1,4 Millionen Menschen

zwischen 1815 und 1871 zu fast 20 Prozent durch Wanderungsgewinne zustande kam. Im Zentrum der Untersuchung steht somit die „dauerhaft[e] Niederlassung von ausländischen Staatsangehörigen [also etwa auch: preußischen] in der sächsischen Oberlausitz“ (S. 24). Kurzzeitige Aufenthalte in der Region werden nur am Rand berücksichtigt (bes. S. 110-123), zumal diese quellenmäßig schwerer erfassbar sind.

Dauerhaft niederlassen konnte sich nur, wer die sächsische Staatsbürgerschaft erwarb. Im ersten von zwei großen Abschnitten des Buches entfaltet Vogel die Genese der Gesetzgebung zum Umgang mit Einwanderung im Königreich Sachsen. Diese ist besonders für die Grenzregion Oberlausitz interessant, die über Lebensbeziehungen lange mit der böhmischen Krone verbunden war und erst im Untersuchungszeitraum wirklich in das sächsische Staatswesen integriert wurde. Dabei wird deutlich, dass entsprechende Regelungen – wie das Heimatgesetz von 1834 und das Staatsangehörigkeitsgesetz von 1852 – nicht systematisch erlassen wurden. Eine Definition der sächsischen Staatsangehörigkeit erfolgte lange nicht. Angesichts des wirtschaftlichen Aufschwungs im Zuge der Industrialisierung und des damit zusammenhängenden hohen Bedarfs an Arbeitskräften tendierte man zumeist zum titelgebenden „Aufnehmen“ von Zuwanderern, insofern sie einen spezifischen Bedarf deckten (und eine Reihe weiterer, nicht immer verbindlich festgelegter Kriterien erfüllten). Hier konnten die zuständigen Behörden einen großen Pragmatismus an den Tag legen. Gleichwohl wurde „Immigration im gesamten 19. Jahrhundert als eine Tatsache verstanden, die [...] unter Umständen destabilisierende Auswirkungen auf die staatliche Ordnung entfalten konnte“ (S. 110). „Abweisen“ erfolgte so einerseits in den kurzzeitigen Krisenphasen wie nach der Aufhebung der Kontinentalperre durch die starke englische Konkurrenz besonders in der Textilindustrie, andererseits aufgrund von lokalen Spezifika und dem Einfluss dortiger Akteure wie der städtischen Innungen, die sich bis zur Einführung der Gewerbefreiheit 1862 gegen neue Konkurrenten vor Ort zur Wehr setzten. Vielfach existierte so eine Unterscheidung zwischen „erwünschter“ und „unerwünschter“ Zuwanderung vor allem mit Blick auf den „potenziellen wirtschaftlichen Nutzen der Einwanderer“ (S. 112).

Diese Tendenzen werden im zweiten Teil von Vogels Studie ausführlich dargestellt. Strukturgeschichtlich vorgehend, widmet er sich hier typischen Einwanderungsverläufen und den verschiedenen Formen und Motiven von Wanderung, Herkunfts- und Sozialstrukturen, Aufnahmepraxis und -verfahren der Behörden, schließlich Konflikten sowie Inklusions- und Exklusionsmechanismen in der lokalen Gesellschaft. Soweit quantitativ erfassbar, stammte die Mehrzahl der Menschen, die in der Region unterwegs waren und sich schließlich in der sächsischen Oberlausitz niederlassen wollten, „aus den benachbarten Gebieten Schlesiens und Böhmens“ (S. 285). Eindrücklich führt Vogels Arbeit vor Augen, dass Migrationsprozesse oft komplex waren und nicht nur in eine Richtung liefen. Für viele Menschen lässt sich ein (auch mehrfacher) Aufenthalt in allen drei Teilregionen nachweisen, bevor sie die Entscheidung fällten, zu bleiben. Migration zeigt sich also als ein offener Prozess, der sich nach jeweils neu überprüften „Opportunitätsstrukturen“ (S. 25) richtete. Ein strenger Trennungskarakter von Grenzen ist für die Zeit nicht nachweisbar.

Das Textilhandwerk und die Landwirtschaft bildeten die beiden Branchen, in denen die meisten Einwanderer Arbeit suchten und fanden. Dabei griffen sie vielfach auf bestehende Beziehungsnetzwerke in der Region zurück und profitierten zudem von einer vergleichbaren wirtschaftlichen Struktur (industriell geprägt in Nordböhmen und der südlichen Oberlausitz, agrarisch im schlesisch-sächsischen Grenzgebiet und der nördlichen Oberlausitz). Zehn exemplarische Einwandererbiografien sowie eine Tabelle zu Einwanderern und ihrem Verbleib in der Stadt Zittau lassen die Migrationserfahrungen in der sächsischen Oberlausitz im 19. Jahrhundert auch jenseits der „großen Strukturen“ auf einer persönlicheren Ebene greifbar werden. Zahlreiche Karten, Tabellen und Abbildungen sowie ein umfassendes Orts- und Personenregister erleichtern die Orientierung im und das Verständnis des Stoffes.

Dresden/Chemnitz

Martin Munke

*Stachel, Peter/Thomsen, Martina (Hgg.): Zwischen Exotik und Vertrautem. Zum Tourismus in der Habsburgermonarchie und ihren Nachfolgestaaten.*

Transcript, Bielefeld 2014, 293 S., Abb. (Histoire 35), ISBN 978-3-8376-2097-9.

Die Multiethnizität der Habsburgermonarchie und ihrer Nachfolgestaaten steht bereits länger im Fokus wissenschaftlichen Interesses. Ihre touristische Erschließung als Zugang zur Untersuchung von ethnischer Vielfalt und Nationsbildung zu wählen, stellt jedoch ein Novum dar. Das Imperium vereinte klassische Tourismusregionen wie die Alpenregion oder die traditionsreichen Kurbäder in Böhmen, zugleich erschien seine östliche Peripherie als Sehnsuchtsort, dessen Rückständigkeit die nostalgische Suche des Reisenden nach dem Ursprünglichen zu stillen versprach, ohne dass man hierfür bis 1918 Ländergrenzen überschreiten musste. Die vorliegende Publikation fragt nach den Wechselwirkungen zwischen dem „touristischen Blick“<sup>1</sup> und der Selbststilisierung einzelner Destinationen und danach, wie sich diese auf verschiedene kollektive Identitäten auswirkten. Damit werden erstmalig tourismushistorische Studien über die Region zusammengebracht.<sup>2</sup>

Die Herausgeber versammeln verschiedenste Perspektiven auf das – so der Titel der vorausgegangenen Konferenz – „Fremde im Eigenen“. Als scharfe Zäsur im „tief gestaffelte[n] System von Binnenexotismen“ (S. 9) benennen sie das Jahr 1918, in dem die Donaumonarchie zerfiel. Die Entstehung der einzelnen Staaten habe, so Thomsen und Stachel in ihrem Vorwort, zu einer Perspektivverschiebung unter den Reisenden geführt: „zuvor Vertrautes lag nun auf dem Gebiet fremder Staaten“ (S. 10). Eher zwischen den Zeilen geht aus der folgenden Einleitung von Rudolf Jaworski hervor, dass es sich bei dieser Zäsur freilich nicht nur um eine geopolitische handelte, sondern auch um einen Einschnitt in der Entwicklung des modernen Tourismus: Erst nach dem Ersten Weltkrieg entfaltete sich das zweckfreie Reisen

<sup>1</sup> Urry, John: *The Tourist Gaze*. London 1990.

<sup>2</sup> Wenngleich auf die Erforschung von Reiseführern beschränkt, nimmt allein folgender Band ähnliche Fragen und zum Teil Regionen in den Blick: *Jaworski, Rudolf/Loew, Peter Oliver/Pletzing, Christian (Hgg.): Der genormte Blick aufs Fremde. Reiseführer in und über Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert*. Wiesbaden 2011.

tatsächlich als Massenphänomen, an dem zunehmend auch die Arbeiterschaft teilhatte.

Dem fundierten thematischen Aufriss von Jaworski folgen 15 Einzelbeiträge, die die Bandbreite touristischer Aktivitäten innerhalb der Habsburgermonarchie verdeutlichen. Eher als Rundreise denn als stringente Analyse konzipiert, reihen sich einzelne Stationen aneinander: Die Route umfasst die Alpen wie das Riesengebirge, der Leser besucht Ausstellungen und Großstädte ebenso wie Badeorte in Böhmen, am Balaton und an der kroatischen Küste und begibt sich bis an die äußersten Peripherien des Reiches. Deutlich unterrepräsentiert ist allerdings der gesamte ungarische Teil der Monarchie. Dafür gelangt in den unterschiedlichen Studien das breite Spektrum an Medien in den Blick, die als Forschungsquellen dienen können: Neben klassischen Reiseführern und Reiseberichten sind dies etwa Postkarten und Plakate im Beitrag von Werner Telesko, Museen bei Konrad Köstlin oder Fotografien im Artikel Dieter J. Hechts. Lediglich ein Medium des touristischen Kulturtransfers bleibt als Quelle außen vor, obgleich es von durchaus großer Bedeutung ist – das Souvenir.

Was die verschiedenen Beiträge inhaltlich vereint, ist die Frage nach der identitätsstiftenden Wirkung touristischer Aktivitäten entlang der jeweils ausgehandelten Fremdheitserfahrungen. Hervorzuheben sind hier vor allem die gelungenen Beiträge von Christoph Mick, Andrei Corbea-Hoisie, Peter Stachel und Martina Thomsen. Mit Galizien, der Bukowina sowie Dalmatien widmen sich erstere den Peripherien des Reiches. Als „binnenexotisches Reiseziel“ (S. 95) kommt Galizien bei Mick in den Blick: Er kontrastiert die Reisebeschreibungen des jüdischen Autors Karl Emil Franzos, der im 19. Jahrhundert bis in die Bukowina reiste, mit dem Reiseführer, den Mieczysław Orłowicz, der Vorsitzende des 1906 gegründeten Akademischen Touristischen Klubs in Lemberg (Lviv, Lwów), circa 40 Jahre später verfasste. Während Franzos Galizien als „Halb-Asien“ negativ etikettierte und ihm die zivilisatorisch fortschrittliche Bukowina entgegengesetzte, sei für Orłowicz umgekehrt Galizien Teil der „polnischen Heimat“ (S. 111) gewesen, die Bukowina jedoch fremd. Weitere Aspekte der Fremdartigkeit der Bukowina thematisiert im Anschluss Corbea-Hoisie, indem er die – erst spät einsetzende – Fremdenverkehrsentwicklung in Czernowitz nachzeichnet, die eine zunehmend „verwestlichte“ Sicht auf die Randregion mit sich gebracht habe. Stachel widmet sich gleichfalls der Aushandlung dessen, was jeweils als „Culturland“ (S. 198) gelten durfte. Am Beispiel Dalmatiens zeigt er die Zuschreibungen der Region als „halb-orientalisch“ und „halb-kolonial“ (S. 171) auf und nimmt damit einmal mehr die für den Tourismus so zentrale Ambivalenz zwischen Exotismus und Rückständigkeit in den Blick. Ebenfalls auf den Zusammenhang zwischen Exotisierungs- und Aneignungsmustern fokussiert Thomsen in ihrer Analyse deutscher und tschechischer Prag-Reiseführer von 1850 bis 1945. Hier kam die Rolle des Anderen, das zugleich Neugier weckt und Distanz schafft, dem Bild der jüdischen Bevölkerung zu. Das jüdische sei demnach als eigenständiges touristisches Konzept – neben dem historisch-deutschen und dem modern-tschechischen – zu begreifen.

Jenseits solcher Exotisierungsmechanismen vertiefen andere Beiträge die „Verbindung von Tourismus und Nationswerdung“ (S. 124). Alexander Vari etwa widmet

sich der Tourismuswerbung rund um die Budapester Millenniums-Ausstellung von 1896, Pieter M. Judson arbeitet anhand deutsch-nationaler Reiseliteratur die Popularisierung der Diaspora-Idee heraus. Und auch Hanna Kozińska-Witt zeichnet am Beispiel der Entwicklung Krakaus zum Tourismuszentrum die enge Verbindung zwischen nationaler Rhetorik, städtischer Imagepolitik und der Vermarktung der eigenen Geschichte nach. Konrad Köstlin wiederum dient der Andreas-Hofer-Mythos zur Thematisierung nationaler Antagonismen in Tirol und Jozef Tancer systematisiert die Stadtführer Bratislavas von 1918 bis 1945 nach nationalen Gesichtspunkten. Während der Artikel Köstlins hierbei thematisch etwas herausfällt, weil er vor allem am gegenwärtigen Tourismus interessiert ist, irritiert Tancers Beitrag deshalb, weil er mitten in der Argumentation abubrechen scheint.

Einen völlig anderen Blickwinkel auf die Frage nationaler Sichtweisen verspricht der Artikel von Dieter J. Hecht über k.u.k.-Soldaten als „Tourismuspioniere“. Hecht zieht hierzu das Fotoalbum eines jüdischen Leutnants heran, der von 1906 bis 1909 in Bosnien stationiert war. Die Untersuchung militärischer Mobilität aus tourismusgeschichtlicher Perspektive erscheint zwar äußerst innovativ, Hechts Methode des „Spurenlesens“ (S. 204) überzeugt jedoch nicht. Indem er seine Vorannahme einer jüdischen Identität des Soldaten an die Bilder heranträgt, reihen sich hier banale an zweifelhafte Erkenntnisse: Ein Bild des Pferdes steht für die Verbundenheit zwischen Leutnant und Tier, die Abbildung der einzigen Synagoge von Banjaluka als Beleg für das Judentum des Fotografen.

Es sind solche Ungereimtheiten, die das Lesevergnügen des Bandes schmälern. Zwar räumen die Herausgeber bereits im Vorwort „ein gewisses Maß an Heterogenität der einzelnen Beiträge“ (S. 10) ein, das aus der Tatsache resultiere, dass es sich lediglich um eine erste Bestandsaufnahme handle. Eben weil dem so ist, wären eine klar formulierte Fragestellung, eine Systematisierung der Beiträge und die Formulierung übergreifender Thesen und Ansätze jedoch besonders wünschenswert gewesen. Vor allem eine entschiedenerere Engführung des Themas und ein strikteres editorisches Wirken der Herausgeber hätten der Kohärenz des Bandes gut getan. So bleibt etwa unklar, was die Automobilisierung der Tschechoslowakei seit 1918 (Jan Štemberk) mit den Fremdheitserfahrungen der touristischen Reise gemein hat und auch die nationale Markierung der Berge durch deutsche und tschechische Wandervereine in Böhmen (Martin Pelc) bietet weder neue Erkenntnisse noch ist der thematische Bezug zum (Massen-)Tourismus einleuchtend. Dennoch: Als Streifzug durch die verschiedenen Regionen, Medien und Akteursebenen hat das Buch Charme. Nur wünscht man sich auf solchen Reisen eben eine fachkundige Begleitung oder wenigstens eine kurze Nachbesprechung der Erkundungstour.

*Deutschmährische Literatur. Germanoslavica. Zeitschrift für germano-slavische Studien* 24 (2013) H. 2.

Euroslavica, Slovanský Ústav Akademie Věd České Republiky, Praha 2013, 123 S., ISSN 1210-9029.

Das Themenheft der Zeitschrift *Germanoslavica* präsentiert in neun Beiträgen Forschungsergebnisse der 1998 gegründeten Arbeitsstelle für deutschmährische Literatur (Centrum pro výzkum německé moravské literatury) an der Philosophischen Fakultät der Palacký-Universität Olmütz (Filozofická fakulta Univerzity Palackého v Olomouci). Damit bietet es einen Einblick in die regionale Literaturgeschichte der böhmischen Länder, die ihr Innovationspotential mit zahlreichen Publikationen und Reihen aus der Arbeitsstelle in den letzten Jahren eindrucksvoll unter Beweis gestellt hat.<sup>1</sup>

Der erste Beitrag beschäftigt sich mit der Moses-Figur in Aufsätzen Schillers („Die Sendung Moses“, 1790) und Goethes („Israel in der Wüste“, publiziert in den „Noten und Abhandlungen“ zum Gedichtzyklus „West-östlicher Divan“, 1819) sowie in der Monografie „Das Leben Mosis“ (Leipzig 1868) des mährischen Orientalisten Hermann Reckendorf – ein sowohl epochen- als auch gattungsmäßig erstaunlich heterogenes Korpus. Zunächst arbeitet Ingeborg Fiala-Fürst in der biblischen Moses-Erzählung „Brüche“ und „dunkle Stellen“ (S. 3) heraus, die Neudeutungen und Aneignungen verschiedener Epochen bis zu Sigmund Freud inspirieren konnten. Anschließend kann sie zeigen, wie Schiller und Goethe die Figur Moses ihrer jeweils eigenen Agenda unterwarfen – einerseits einem ägyptischen, also nicht-hebräischen Ursprungsmythos des Monotheismus, der teilweise antijudaistische Züge trägt (S. 9), andererseits einer quasi naturwissenschaftlichen Abrechnung mit den fantastischen Zügen des biblischen Exodus-Narrativs, bei der zugleich das negative Genie Moses zugunsten der Nebenfigur Jethro erledigt wird (S. 13). Der dritte Teil widmet sich dem in Trebitsch (Třebíč) geborenen Gelehrten Reckendorf (die bibliografischen Angaben wie auch die Lebensdaten scheinen ihn allerdings mit seinem gleichnamigen Sohn, der später ebenfalls als Orientalist in Heidelberg wirkte, zu vermengen). Dessen Moses-Biografie für „denkende Bibelfreunde“ sucht affirmativ alle logischen Unklarheiten und fantastischen Elemente des biblischen Textes zu glätten und dem (zeittypischen) Realismus unterzuordnen (S. 16). Der Beitrag bemüht sich dennoch, auch an diesem Text das im Beitragstitel postulierte Prinzip einer gegenläufigen Lektüre („Gegen den Strich lesen“) nachzuweisen.

Milan Horňáček analysiert Mitteleuropa-Konzepte der Zwischenkriegszeit mit Schwerpunkt auf jenem des Unternehmers Ritter Viktor von Bauer (1876-1939). Die Ablehnung solcher Konzepte – wie auch jeder praktischen, etwa wirtschaftlichen, Zusammenarbeit mit Staaten des fraglichen Territoriums – in den Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie, speziell in der Tschechoslowakei, macht es umso bemerkenswerter, dass ausgerechnet der Brünner Viktor Bauer eine biologistische Theorie „Zentraleuropas“ propagierte.<sup>2</sup> Einer Dichotomie aus vitalen „Ostvölkern“ und

<sup>1</sup> Vgl. URL: [as.germanistika.cz/de/publikationen/](http://as.germanistika.cz/de/publikationen/) (letzter Zugriff 22.04.2016).

<sup>2</sup> *Bauer, Victor: Zentraleuropa. Ein lebendiger Organismus. Wien 1935.*

zivilisatorisch-verdorrtten „Westvölkern“ (der zeitgenössischen Lebensphilosophie folgend auf der Achse „Jugend“ versus „Alter“ angeordnet, S. 28 f.) stellt er den einem Übergangsraum angehörenden „Zentraleuropäer“ als Ideal gegenüber, das vor allem durch Rassenmischung erreicht werden soll – Hornáček spricht treffend von „Rassismus mit umgekehrten Vorzeichen“ (S. 30). In Nachfolge des Habsburgerreichs verortet Bauer die „Züchtung“ des neuen Europäers in der ČSR, speziell in Mähren, wo sich jene nationale Vielfalt im Kleinen finde, die in der untergegangenen Doppelmonarchie im Großen gegeben war. Zu Recht wertet Hornáček die abschließende Favorisierung einer deutschen Kulturhegemonie sowie einer – durch das biologische Konzept vorgegebenen – stratifikatorischen Gesellschaftsordnung letztlich als konservativ-konventionelle Rücknahme des an sich originellen Modells.

Ein spannendes Editionsprojekt stellt Katja Kernjak in dem Beitrag über den Exilbriefwechsel zwischen dem Schauspieler Hugo Haas (bzw. seiner Frau Bibi Haas) und Friedrich Torberg vor, das mittlerweile abgeschlossen ist.<sup>3</sup> Haas und Torberg kannten sich aus Prag, waren einander auf der Flucht in Paris und Portugal begegnet und landeten schließlich beide in den USA. Neben den Gegenständen der Briefe, die typische Exilthemen behandeln – (Flucht-)Schicksale von Freunden, die Situation in Europa, Arbeits- und Lebensbedingungen im Exil, gegenseitige Hilfe durch Netzwerke –, analysiert Kernjak gewinnbringend die teils drastische Sprache der Briefe, die zwischen Deutsch, Tschechisch, Jiddisch und der Exilsprache Englisch changiert und die zugleich selbst thematisiert wird: Verhandelt werden dabei Fragen von Nation und Identität, die beide Briefautoren offenbar unterschiedlich interpretieren.

Jörg Krappmann liefert in seinem Beitrag den nachträglichen theoretischen Überbau der vorangehenden drei Fallstudien, denen er eine weitere anfügt: Ausgehend von einer „regionalen Wende“ (S. 55) in den Kulturwissenschaften zu den böhmischen Ländern legitimiert er die Beschäftigung mit intrakulturellen Zusammenhängen einer Region, in diesem Fall der Stadt Mährisch-Schönberg (Šumperk) und ihres Vereins- und Theaterwesens, das durch eine von der Industrialisierung profitierende Wirtschaftselite gesteuert wurde. Der Zusammenhang zwischen zunehmender Orientierung dieser Elite an zeitgenössischen kulturellen Entwicklungen in den Metropolen, der Nationalisierung der örtlichen Kultur (Deutsches Vereinshaus, 1902) und der Erosion der patriarchalischen Beziehungen zwischen Großbürgertum und Arbeiterschaft Ende des 19. Jahrhunderts wird überzeugend vorgeführt. Erklären lassen sich diese Entwicklungen aber offenbar nicht ausschließlich aus den regionalen Befunden, wie Krappmanns Argumentation zuletzt nahelegt.

Drei Dramen von Ernst Lohwag (Übergangsmenschen, 1903), Karl Hans Strobl (Die Starken, 1903) und Hans Müller (Der Schöpfer, 1918) untersucht Marie Krappmann im Hinblick auf Beiträge zu zeitgenössischen Diskursen über die Frauenfrage, über die Auflösung gesellschaftlicher Hierarchien, den Materialismus und die Ethik der Wissenschaft. Während auf der Ebene des Dialogs moderne Positionen dieser

<sup>3</sup> Kernjak, Katja (Hg.): Milá Pampeliško – Lieber Hugo. Die Korrespondenz zwischen Hugo (sowie Bibi) Haas und Friedrich Torberg/Korespondence mezi Hugo Haasem (jeho ženou Bibi Haasovou) a Friedrichem Torbergem. Olomouc 2014 (Poetica Moraviae 8).

Diskurse verhandelt werden, finden sie auf der Handlungsebene offenbar kaum Widerhall; die Stücke bieten letztlich durchweg konventionelle Lösungen für die aufgeworfenen Fragen.

Alžběta Peštová entdeckt – neben publizistischer Ablehnung etwa durch Ottokar Stauf von der March – die außerordentlich produktive Rezeption der naturalistischen „Mittelachsenlyrik“ Arno Holz' durch mährische Autoren wie Karl Hans Strobl und Eugen Schick, dessen „Empfindsames Notierbüchlein“ (Stuttgart 1905) das Berliner Vorbild teilweise deutlich hinter sich lässt. Gerade der Vergleich mit den Berliner Holz-Epigonon lässt den Brünner Kollegen umso mehr leuchten. Peštová plädiert überzeugend für eine Erweiterung des Kanons der Frühen Moderne über die bekannten Metropolen München, Wien und Berlin hinaus und situiert Brunn (Brno) am geografischen Schnittpunkt der von diesen Städten ausgehenden literarischen Bewegungen, die hier durchaus eigenständige Beiträge zur Moderne hervorbrachten.

Mechtilde Lichnowsky wird im Beitrag von Karsten Rinas als Sprachkritikerin eingeführt, die trotz ihrer Nähe zu Karl Kraus und Hugo von Hofmannsthal weniger als Sprachphilosophin – Spuren davon finden sich in den Briefwechseln mit den genannten Autoren sowie in ihrem Roman „Der Stimmer“ (Leipzig 1917) –, denn als Verfasserin einer sprachkritischen Glossensammlung (Worte über Wörter, Wien 1949) untersucht wird. Wenig überraschend konstatiert Rinas mangelnde Systematik und fehlende fachliche Kompetenz in dem Werk, das trotz der Anonymität der Negativbeispiele vor allem der Literaturkritik zu dienen scheint. Ob man Lichnowskys Verfahren deswegen „schal, ja geradezu feige“ (S. 114) nennen muss, darf bezweifelt werden.

Wo Rinas möglicherweise zu sehr wertet, hätte man sich bei Voda Eschgfällers Beitrag über den mährischen Kleinautor Emanuel Hans Sax etwas mehr (auch hierarchisierende) Kontextualisierung erwartet. Der frühpensionierte Jurist Sax räsonierte nach der Besetzung Bosnien-Herzegowinas durch die Habsburgermonarchie von Meran aus in holprig-einfältigen Versen („Franzl im Occupationsgebiet“ aus dem Band „Im Volkston. Allerlei Verse und G'stanzln“, Meran 1892) über das Leben der Tiroler Kaiserjäger auf dem wild-exotischen Balkan. Voda Eschgfäller zeigt überzeugend, wie koloniale Raumsemantik das neu eroberte Gebiet zum habsburgischen Orient umdefiniert, ein offenbar typisches Konzept für die Peripherie im Osten. Leider fehlt dem kurzen Beitrag der Schluss, er endet mitten im Satz. Auch sonst hätte dem Band an einigen Stellen ein gründlicheres Lektorat gutgetan, einige „Ebd.“-Verweise in den Fußnoten führen offenbar in die Irre (S. 57, 88).

Die durch die Olmützer Arbeitsstelle geleistete Erweiterung des Kanons fällt auch in dieser Leistungsschau beeindruckend aus. Man kann sich nur wünschen, dass die 2015 erfolgte Gründung der Kurt Krolop Forschungsstelle für deutsch-böhmische Literatur (Centrum Kurta Krolopa pro německou literaturu v Čechách) an der Karls-Universität in Prag Ähnliches für die böhmische Literatur außerhalb der Metropole Prag leisten möge. Voraussetzung wäre freilich auch hier eine ausreichende finanzielle und institutionelle Ausstattung.

*Petraško, Ludovít: Aus naher Ferne. Slowakisch-deutsche (nicht nur) literarische Beziehungen.*

disserta Verlag, Hamburg 2015, 123 S., ISBN 978-3-95425-974-8.

*Amon, Pavlína/Teichgräber, Stephan-Immanuel (Hgg.): Zur Entwicklung der slowakischen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert.*

Peter Lang, Frankfurt am Main 2011, 186 S. (Studien der Dokumentationsstelle für ost- und mitteleuropäische Literatur 2), ISBN 978-3-631-59817-7.

Die bisher einzige valide „Geschichte der slowakischen Literatur“ für den deutschsprachigen Leser erschien 2003 und wurde von dem Autorentrio Stanislav Šmatlák, Vladimír Petřík und Ludwig Richter geschrieben.<sup>1</sup> Um es gleich vorwegzunehmen: Die zwei hier zu besprechenden Bände ändern daran nichts. Sie werfen, anders als ihre Titel hoffen lassen, allenfalls Schlaglichter auf Perioden und Akteure der slowakischen Literatur. Das ist insofern bedauerlich, als damit weiterhin eine methodisch aktuelle Deutung der neueren slowakischen Literatur auf Deutsch fehlt – anders als für die tschechische und polnische Literatur, für die dem deutschsprachigen Publikum ungleich mehr zur Verfügung steht.

Bei dem Band „Aus naher Ferne“ von Ludovít Petraško handelt es sich um ein „Liebhaberprojekt“, das aus dem Raster der „klassischen“ Wissenschaft fällt. Petraško, ein slowakischer Germanist, Übersetzer und Autor, versammelt darin seine Studien auf dem Gebiet der slowakisch-deutschen Literaturbeziehungen, die, „mitunter unbegreiflich, bisher der Aufmerksamkeit auf beiden Seiten entgingen“ (S. 9). Das ist durchaus charmant zu lesen, die stilistischen Unebenheiten inbegriffen. Petraško beginnt seine Zusammenschau mit dem Reformator Leonard Stöckel, einem Schüler Melanchthons. Stöckel lebt als Rektor in Bardejov (Bartfeld), folgt den Rufen an prestigereichere Orte nicht, sondern schafft eine reformatorische Schulordnung für die „Jugend von Bartfeld“, die das älteste überlieferte pädagogische Dokument aus der Slowakei sein soll. Damit kommt er unter anderem Martin Rakovský zuvor, dessen Rede über die Nützlichkeit der Schulen später entstand. Petraško widmet sich dann der Geschichte von Prešov (Eperies), der ethnischen wie konfessionellen Zusammensetzung seiner mehrsprachigen Bewohner und insbesondere dem Schulrektor Johann Bok alias Bocatius, einem „slowakischen“ Humanisten. Sodann wendet er sich dem Barock zu, hier den lateinisch-deutschen Possen und Dramen des späteren Exilanten Georg Láni. Die nächste Gestalt berührt ebenfalls die deutsch-slowakischen Kulturbeziehungen – und nicht nur diese: Graf Beniowsky, ein slowakischer bzw. ungarischer Adliger, dessen Memoiren („kein von Gott begnadeter Erzähler“, S. 42) unzähligen europäischen Autoren Stoff für das eigene Werk boten. Petraško konzentriert sich auf August von Kotzebues Drama „Graf Beniowsky oder Die Verschwörung von Kamtschatka“, wobei er sporadisch auch weitere Verarbeitungen dieser slowakischen Heldenfigur anführt, darunter einen ZDF-Mehrteiler. Ob das Stück „am Anfang der deutsch-slowakischen literarischen Kontakte, wenn auch erst in ihrem pränatalen Stadium“, (S. 49) steht, sei einmal

<sup>1</sup> Šmatlák, Stanislav/Petřík, Vladimír/Richter, Ludwig: Geschichte der slowakischen Literatur und ihrer Rezeption im deutschen Sprachraum. Bratislava 2003.

dahingestellt. Nachfolgend nimmt der Autor deutsche Reisebetrachtungen des 18. und 19. Jahrhunderts in den Blick, zitiert ausgiebig Reisende nach bzw. durch Oberungarn. Der Tenor der Berichte zeichnet die Slawen meist gastfreundlich und gutherzig, die Gegend, den „wilden Osten“, als unheimlich und unterentwickelt. Dominiert hier die Darstellung der Slowaken durch europäische Fremde, geht es im nächsten Kapitel um das Bild des Fremden in der slowakischen Volksdichtung, in Sprichwörtern und Redewendungen. Es folgen Betrachtungen über die Magyarisierung der Deutschen, die „ihre Nationalität ohne zu zögern aufgaben und sich zur ungarischen bekannten“ (S. 72).

In großem Sprung geht es anschließend in die Zwischenkriegszeit, als die Tschechoslowakei kurzzeitig Zufluchtsort für deutsche Exilanten war. Hier moniert der Verfasser Ungenauigkeiten in der Prosa von F. C. Weiskopf und Hermynia zur Mühlen, die Geografie und den Alltag im Tiso-Staat betreffend: „Die Dichterin hat dabei die Exzesse des nazistischen Regimes mechanisch an die vermeintlich slowakische Wirklichkeit angewandt“ (S. 82). Ähnlich vernichtend fällt das Urteil über die Slowakei-Imaginationen in deutschen Kriegsromanen aus: „Es happert [sic] schon bei der Geographie“ (S. 97). Im „Appendix“ geht es schließlich auf drei Seiten um das deutsche Theater in der Slowakei, auf acht Seiten um das Problem einer „(bei-)nahe“ vergessenen Minderheit“ (S. 105), auf drei Seiten um Günter Bruno Fuchs, auf vier Seiten um Ladislav Mňačko und – in „Wie der Westen auf den Osten traf“ – auf drei Seiten um Thomas Fuchs und dessen slowakische Protagonistin aus dem Roman „Grenzverkehr“. Aus diesen vielen Splittern von der Renaissance bis ins 21. Jahrhundert will sich indes kein Bild der deutsch-slowakischen Literaturbeziehungen ergeben. Es mögen erhellende Momente darunter sein, aber auch die bleiben zumeist ungenügend beleuchtet, eine Plauderei. Auffällig jedoch: Der Name Jánošík, in den letzten Jahren Inspiration für Untersuchungen zur slowakischen Literatur und Kultur, darunter aktuell der von Tilman Kasten herausgegebene Sammelband „Jánošík & Co“. Die Slowakei in Selbst- und Fremdwahrnehmung,<sup>2</sup> bleibt bei Petraško ungenannt.

Dies ist auch der Fall im zweiten zu besprechenden Band „Zur Geschichte und Entwicklung der slowakischen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert“, es ist aber auch die einzige Gemeinsamkeit. Die Herausgeber Pavlina Amon und Stephan-Immanuel Teichgräber haben einen Vorlesungszyklus an der Universität Wien zum Anlass genommen, ein „repräsentatives Bild der slowakischen Literaturwissenschaft“ zu veröffentlichen. Das ist auch gelungen, sind doch mindestens drei Wissenschaftlergenerationen in dem Buch vertreten: Die älteste wurde in den 1940er Jahren geboren, die jüngste in den 1970ern. Dennoch: Die große Linie bzw. eine theoretische Bändigung des Materials bleiben aus, zu disparat sind die einzelnen Aufsätze, auch wenn einige von ihnen ausgesprochen profunde Einführungen in das jeweilige Thema geben. Im Einzelnen sind folgende Beiträge enthalten: Jana Pácalová beschäftigt sich mit der Stellung des Märchens in der slowakischen Romantik, Dana Hučková inspiziert die Kontexte der „Slowakischen Moderne“, Lubica Somolyová

<sup>2</sup> Kasten, Tilman (Hg.): „Jánošík & Co.“ Die Slowakei in Selbst- und Fremdwahrnehmung. Münster, New York 2015.

widmet sich dem Messianismus von Samo Bohdan Hroboň, Ivana Taranenková analysiert das Werk von Svetozár Hurban Vajanský, Karol Csiba befasst sich mit Memoiren der Zwischenkriegszeit, Fedor Matejov untersucht die Literaturkritik nach 1945, Eva Jenčíková betrachtet eine Figur aus dem Erzähl-schaffen von Vincent Šikula, Michal Habaj schließt mit seiner Konzeption einer „Zweiten Moderne“ an, Erika Brtáňová stellt das literarische Bild der Frau an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert vor, Vladimír Barborík folgt mit einem erneuten Blick auf die Prosa von Šikula, Ivana Taranenková beschließt das Ganze mit Gedanken zu Poetiken nach 1989. Insgesamt liefert der Band wichtige Einblicke vor allem in die slowakische Moderne. Er bleibt indes, anders als der Titel suggeriert, auf der Ebene eines Sammelbandes, kann (und will) eine Literaturgeschichte nicht kompensieren – zumal der Inhalt weder historisch sortiert ist noch nach Schreibphänomenen oder Genres. Einige Beiträge zitieren ausgiebig aus den Primärtexten, indes ohne analytischen Zugriff, andere bieten nützliche Überblicke, ohne näher auf die Werke einzugehen. Die Länge der Beiträge variiert erheblich; etliche Artikel sind mit einem Literaturverzeichnis versehen, andere nicht.

Was also ist abschließend festzuhalten? Eine solide slowakische Literaturgeschichte in deutscher Sprache, ordentlich redigiert, sorgfältig bibliografisch aufbereitet – und sei es „nur“ zur slowakischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts oder „nur“ zu den deutsch-slowakischen Literaturbeziehungen – bleibt nach wie vor ein Desiderat.

Berlin

Alfrun Kliems

*Kaiserová, Kristina/Nižňanský, Eduard/Schulze Wessel, Martin (Hgg.): Religion und Nation: Tschechen, Deutsche und Slowaken im 20. Jahrhundert.*

Klartext Verlag, Essen 2015, 192 S. (Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission 20, Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa 46), ISBN 978-383751286-1.

Das Thema Religion und Nation erlebt seit der Jahrtausendwende in der Historiografie eine Hochkonjunktur. Dabei wird auch die Bedeutung von Religion und Konfession für die Geschichte der europäischen Nationen und Nationalstaaten vermehrt in den Blick genommen. Die Deutsch-Tschechische und Deutsch-Slowakische Historikerkommission legt nun zu diesem Themenfeld einen Sammelband vor. Die beteiligten Autorinnen und Autoren sind der Fachwelt bestens bekannt. Allein der Titel des Buches weckt bezüglich des geografischen Geltungsbereichs der Arbeiten und der zeitlichen Eingrenzung möglicherweise falsche Erwartungen, fehlt doch der Hinweis, dass sich die Ausführungen im Wesentlichen auf das Gebiet der böhmischen Länder und die Slowakei konzentrieren und weniger auf Deutschland. Einzelne Beiträge beschäftigen sich fast ausschließlich mit dem 19. Jahrhundert.

Als besonders interessanten Aspekt bei der Beschäftigung mit der Religions- und Nationalismusgeschichte der Deutschen, Tschechen und Slowaken in diesem Raum bezeichnet Martin Schulze Wessel die Tatsache, dass es hier keine reinen Konfessionsnationen gab – alle drei Ethnien verfügten über eine katholische Mehrheit und eine protestantische Minderheit. Die Konfessionen konkurrierten um die Ausdeu-

tung ihrer Nationen, diese waren Arenen des politischen und konfessionellen Kampfes und Nationalisten mussten für die Überwindung des konfessionellen Standpunktes werben (S. 14).

In der Einführung umreißt Schulze Wessel das Forschungsfeld Religion und Nationalismus. Er fordert, nach den Berührungspunkten und Hybridisierungen der Sinnsysteme Religion und Nationalismus zu fragen, und widerspricht der Säkularisierungsthese, die nahelegt, dass die Religion als Ressource sozialer Beziehungen vom Nationalismus tendenziell aufgezehrt worden sei. Gerade in der Spätphase der Nationsbildung konnte Religion wieder aktualisiert werden. Bei der Erschließung des Themenfelds Religion und Nation stelle sich einerseits die Frage nach den Semantiken, die sowohl von religiöser als auch politischer Seite entwickelt wurden, andererseits nach den sozialen Bewegungen und Entwicklungen, die „für die Verschränkung von nationalen und religiösen Deutungsmustern grundlegend waren“ (S. 9). Um die Mobilisierungsfähigkeit des Komplexes Religion und Nationalismus zu verstehen, gelte es vor allem, auch sozialgeschichtliche Aspekte einzubeziehen. Nicht zuletzt müsse geklärt werden, in welchem Verhältnis die beiden kulturellen Systeme Religion und Nation zueinander standen – Religion als Gegenkraft des Nationalismus oder Religion als ein Deutungssystem, auf dem der Nationalismus aufbauen konnte (S. 9). Der Bogen, den Schulze Wessel mit der unvermittelt endenden Einführung spannt, hält die thematisch sehr unterschiedlichen Beiträge des Sammelbandes nicht so recht zusammen. Zudem wird es den Lesern überlassen, ein Fazit zu ziehen.

Roman Holec beschäftigt sich mit der konfessionellen Identität der Slowaken, wobei die im 19. Jahrhundert so wichtige nationale Ebene im Fokus seines Interesses steht. Holec fragt nach der konstruktiven Kraft, die der slowakische Konfessionalismus zu Beginn des 19. Jahrhunderts entfaltete und die sich im Wettkampf der katholischen und protestantischen Konfession äußerte, sowie nach dem destruktiven Potential zur Jahrhundertwende, als der Konfessionalismus die slowakische Nationalbewegung ideologisch beeinträchtigte (S. 18). Er zeigt die Bedeutung der Geistlichkeit in der slowakischen Nationalbewegung auf sehr anschauliche Weise und belegt seine Ausführungen mit statistischem Material.

Eduard Nižňanský untersucht, in welchem hohem Maße Tisos Politik von seinen religiösen Überzeugungen geprägt war. Für Tiso sei der Katholizismus die unverfälschte, reine Religion gewesen. Nižňanský dokumentiert die antiliberalen, antisozialistischen und antikommunistischen Haltungen Tisos und zeigt damit wichtige Faktoren für die Schaffung des Regimes von „Hlinkas Slowakischer Volkspartei“ (Hlinkova slovenská ľudová strana, HSĽS) auf. Ein eigenes Kapitel gilt der Verantwortung Tisos für den Holocaust in der Slowakei und den Versuchen, diese Politik mit religiösen Argumenten zu legitimieren. In der Schwäche des Beitrages liegt vielleicht zugleich auch eine seiner Stärken: Eine Unzahl Zitate prasselt auf die Leserschaft ein, die teilweise unkommentiert bleiben oder nur zur Untermauerung von bereits Gesagtem dienen. Aber durch die Übersetzungen dieser Zitate werden diese einem des Slowakischen unkundigen Leserkreis zugänglich gemacht.

Kristina Kaiserová widmet sich den religiösen Einflüssen und Bewegungen, die von den benachbarten deutschen Gebieten nach Böhmen wirkten. Sie umreißt kurz

die deutschkatholische Bewegung, die altkatholische Kirche, die Entwicklung der protestantischen Gemeinden und die Unterstützung durch den „Gustav-Adolf-Verein“, die „Los-von-Rom“-Bewegung sowie die Kolping-Bewegung und die Tätigkeit der Orden, hier vor allem die der auch ökonomisch sehr erfolgreichen Redemptoristen. Der Beitrag ist mit gut sechs Seiten äußerst kurz geraten und lässt eine Reihe von Fragen zu den einzelnen Themen, die er antippt, offen.

In der neu errichteten Tschechoslowakei gab es die Option, sich zu einer jüdischen Nationalität zu bekennen. Jörg Osterloh zeigt in seinem Beitrag, wie und in welchem Ausmaß die jüdische Bevölkerung vor allem in den „historischen Ländern“ dieses Angebot annahm und welche Schwierigkeiten sich durch diese neu eröffnete Möglichkeit ergaben. Der Aufsatz gibt einen gelungenen Überblick über die historische Entwicklung des Nationalitätenrechts in der Habsburgermonarchie, die jüdischen Forderungen während und nach dem Ersten Weltkrieg und die nach dem Krieg erfolgten gesetzlichen Regelungen bezüglich der jüdischen Nation. Daran anschließend geht Martin J. Wein den verschiedenen Versionen des Mythos nach, die Unabhängigkeit der Tschechoslowakei sei mit Unterstützung einer jüdisch-amerikanischen Lobby und der „Jewish-Connection“ Masaryks erreicht worden, und legt sehr anschaulich dar, wie diese Mythen konstruiert, gepflegt und instrumentalisiert wurden.

Jan Randák und Tobias Weger befassen sich mit Gedächtnisorten und damit mit Phänomenen, deren Inhalte sich verändern und die instrumentalisiert werden können. Randák untersucht die Deutung und politische Indienstnahme von Jan Hus in den Jahren von 1948 bis 1955 und zeigt, wie der Kirchenreformer zum Vorkämpfer der kommunistischen Diktatur stilisiert wurde. Weger geht am Beispiel der Erinnerung an Jan Amos Komenský/Johann Amos Comenius im niederländischen Naarden und im polnischen Leszno (Lissa) der Frage nach, ob man bei dem Theologen, Philosophen und Pädagogen von einem europäischen oder gar einem globalen Gedächtnisort sprechen kann. Gemeinsam sei den jeweiligen Erinnerungskulturen nur das Objekt, nicht die Erinnerung selbst; diese sei als „geteilte Erinnerung“ aufzufassen.

Den Zusammenhang von Religion und Dissens in der Tschechoslowakei diskutiert Katherina Kuntner, wobei sie sich insbesondere mit der Rolle des Protestantismus in und für die Charta 77 befasst. Sie geht von der Tatsache aus, dass ein überproportional hoher Anteil der Charta 77-Unterzeichner der Evangelischen Kirche der Böhmisches Brüder angehörte, versäumt es aber, nach den möglichen Ursachen für dieses Phänomen zu fragen. Stattdessen erörtert sie, „ob der tschechische Protestantismus eine besondere, in der Tradition der Böhmisches Brüder verankerte Prädisposition zu Menschenrechten und Demokratie aufweist“ (S. 171), die diesen hohen Anteil erklären würde. Schon aus dieser Fragestellung wird eine gewisse Erwartungshaltung sichtbar, die dem gesamten Beitrag zugrunde liegt.

Wenngleich der vorliegende Sammelband einen durchgängigen roten Faden vermissen lässt, beinhaltet er anregende und bedenkenswerte Beispiele für die Auseinandersetzung mit den eingangs formulierten Fragestellungen. Es werden religiöse und politische Semantiken aufgegriffen sowie soziale Bewegungen und Entwicklungen dargestellt, die für die Verschränkung nationaler und religiöser Deutungsmuster

grundlegend waren. Die Beiträge bieten Schlaglichter auf das komplexe Thema Religion und Nation und regen zu weiteren, auch über den hier behandelten geografischen Raum hinausgehenden Studien an.

Wien

Hildegard Schmoller

*Hanulík, Vladan/Lenderová, Milena/Tinková, Daniela (eds.): Dějiny těla: Prameny, koncepty, historiografie [The History of the Body: Sources, Concepts, Historiography].*

Pavel Mervart, Červený Kostelec 2013, 261 S., ISBN 978-80-7465-068-0.

*Hanulík, Vladan/Lenderová, Milena/Tinková, Daniela (eds.): Tělo mezi medicínou a disciplínou: proměny lékařského obrazu a ideálu lidského těla a tělesnosti v dlouhém 19. století [The Body Between Medicine and Discipline: Shifts in Medical Ideas and Ideals of Human Body and Corporeality in the Long 19<sup>th</sup> Century].*

Lidové noviny, Praha 2014, 641 S., ISBN 978-80-7422-313-6.

The reviewed volumes represent a major step in the Czech historiography of the body. While in recent years scholars have used the concept of the body mainly to examine the socialist past,<sup>1</sup> many of these texts use the concept implicitly. These two volumes represent the largest collection of texts so far that explicitly places the body at the forefront of historical analysis. Understanding the body as a socially constructed phenomenon, which „is not fixed but available through a system of cultural meanings” (Dějiny těla, p. 31), the authors explore the shifting meanings of the body in the past, focusing mostly on the long 19<sup>th</sup> century.

The first volume, “Dějiny těla: prameny, koncepty, historiografie”, bringing together contributions from a 2011 conference, seeks to present various types of primary sources to “define the heuristic base” for the study of the history of the body (p. 27). The contributions – ranging from explorations of medieval and early modern medical treatises on the care of the body, to examinations of late 18<sup>th</sup> century school discipline manuals and the 19<sup>th</sup> century religious documents prescribing sexual behavior, to a documentation of the institutionalization of the mentally ill – are decidedly Foucauldian, focusing on the “classic” institutions of disciplinatio. The chapters vary widely in their length, depth of exploration of primary sources, and complexity of engagement with the category of the body as well as Foucault’s concept of disciplinary power. All but one contribution in the volume, which zeroes in on early photography, engage in textual analysis.

<sup>1</sup> *Dudová, Radka: Interrupce v České republice: Zápas o ženská těla [Abortions in the Czech Republic. Struggle for Women’s Bodies].* Praha 2012. – *Oates-Indruchová, Libora: The Ideology of the Genderless Sporting Body: Reflections on the Czech State-Socialist Concept of Physical Culture.* In: *Segal, Naomi/Cook, Roger/Stychin, Carl/Taylor, Lib (eds.): Indeterminate Bodies.* Houndmills 2001. – *Roubal, Petr: Politics of Gymnastics: Mass Gymnastic Displays under Communism in Central and Eastern Europe.* In: *Body and Society* 9 (2003) no. 2, 1-25. – *Sokolová, Věra: Cultural Politics of Ethnicity. Discourses on Roma in Communist Czechoslovakia.* Stuttgart 2008.

Karel Černý's immensely detailed examination of the shifts in medical imagination of the body between 1480 and 1730 argues that the shifts were far less revolutionary than previous scholarship has maintained. Late 15<sup>th</sup> and early 18<sup>th</sup> century notions of the body were, according to Černý, remarkably similar: the body was understood as a combination of various bodily "humours," associated with elements as well as properties and organs, and the life-giving "spiritus". Daniela Tinková's exploration of dietary documents from 18<sup>th</sup> and early 19<sup>th</sup> centuries argues that while the change of corsets in favor of loose, functional clothing at the end of the 18<sup>th</sup> century seems to us as a liberation of the body, this move was, in fact, a disciplining one. Medical experts of the time redefined a "healthy" body as one that becomes fit through outdoor sports. Tinková argues that medical knowledge is always disciplinary, while Jana Rejchrtová's short text on a sanatorium for mentally ill in Prague-Bubeneč adds that medical knowledge is not simply disciplinary but can also be harmful, removing bodies it defines as abnormal, physically or mentally, out of sight.

One of the best essays in the volume, Vladan Hanulík's "Patientengeschichte", shows that the study of discourse does not take us too far without examining how it is taken up, negotiated, resisted or ignored by individual subjects. In order to do this kind of history "from below," one has to look into a different type of historical source: ego documents. As Hanulík's exploration of the personal letters written by the patients of Vincenz Priessnitz in early 19<sup>th</sup> century demonstrates, "The level of [their] engagement with biomedical discourse is [...] relatively low" (p. 224). Most of the patients in Hanulík's study understood their bodies – and, accordingly, sought cure – within *both* allopathic and alternative medical discourses, depending on individual preferences, life course stage, and the level of acceptance of alternative curing methods in the society; or they developed their own attitude towards both medicine and healing altogether.

While the first volume introduces primary sources for the study of the body, the second volume, "Tělo mezi medicínou a disciplínou: proměny lékařského obrazu a ideálu lidského těla a tělesnosti v dlouhém 19. století", seeks to explore the "shifts in scientific (predominantly medical) image and discourse about the human body and embodiment in the long 19<sup>th</sup> century as well as the ways in which these scientific discourses framed individual self understanding of the body." (VII, p. 27) Written solely by the three editors, this volume documents Foucault's argument of increasing medicalization and disciplinary control of the body, and, if much less successfully, the self-disciplining of the body.

The first chapter presents a meticulously researched analysis of the ever more intimate "opening up of the body" to the medical gaze and surgical interventions – particularly interesting are the Czech/Bohemian case studies of medical expertise and practice. Underscoring the argument that the body is a culturally imagined, rather than biologically fixed, entity is the fact that the Czech language did not have any words to describe reproductive organs until the end of the 18<sup>th</sup> century, as the fourth chapter shows. According to its author, Josef Jungmann himself wrote six textbooks in an unsuccessful search to find the right vocabulary for reproductive organs (p. 149-151). Further demonstrating the gendered nature of 19<sup>th</sup> century medi-

cal imaginations of reproductive bodies, 19<sup>th</sup> century birthing textbooks allegedly “did not say anything about male reproductive anatomy” (p. 152).

Milena Lenderová’s chapter exploring prescriptive literature on the aesthetic care of the female body complements Vladan Hanulík’s chapter on the male body, both demonstrating the increasing hygienic control over male and female bodies. Lenderová and Hanulík corroborate Thomas Laquer’s argument that what had once been a singular, if homologous, body, was by the late 18<sup>th</sup> century differentiated into distinctly male and female bodies with increasingly gendered roles. The authors also show that while the male body was sculpted to “reflect his political attitude by participating in sport organizations, volunteer committees or political arena,” women’s bodies were imagined as essentialized, tied to their supposed biological and physical capacities (p. 126).

Among the most interesting chapters in the volume is Daniela Tinková’s examination of the legislative and social shifts in the approach to the dead body. She argues that an increased emphasis on hygiene and the elimination of potential epidemics connected with decomposing bodies led to the implementation of nighttime burials, storing of the dead in morgues, and moving cemeteries beyond city limits (p. 432). These administrative measures were not without protests by the population, Tinková writes, as demonstrated on the widely unpopular, ultimately abandoned, idea of burying all bodies in whitewash sacks.

While hygienic impulses led to the efforts of medical, non-Catholic and secularizing circles to cremate dead bodies, cremation was banned in Austria-Hungary until the end of the Empire in 1918; not least because of the strong opposition from the Catholic Church. This led to, as Tinková explores in the most fascinating part of the chapter, “cremation tourism” to places where cremation was allowed, such as Paris. The practice effectively pushed the Ministry of Interior to issue a decree in 1874 on the transportation of dead bodies, including a measure on a “corpse passport” (p. 444).

Despite declaring to follow Foucault, the volume’s chapters reproduce some rather un-Foucauldian notions about bodies. That is evident in occasional essentializing claims about the female body (p. 185), but much more crucially in the validation of medical “progress”. The first chapter’s statement that “the [improved] possibility of putting patients into sleep or anesthetizing the place of operation also improved sawing techniques, thus also a better and more aesthetic healing of the scar” betrays the author’s uncritical, and ableist, attitude towards medicine (p. 56). The seventh chapter, which focuses on smallpox vaccination, represents a wholesale triumphalist narrative of modern medical science. Illuminating conflicts and disagreements within the medical community it follows a complicated, non-linear story of medical and institutional struggle to eradicate smallpox throughout the 19<sup>th</sup> century. What was supposed to be a Foucauldian critique of medical disciplinary power turns into an uncritical celebration of it. Instead of problematizing the modern view of the body as a whole, rationally behaving and scientifically controlled, the chapter thus ends up reproducing the normative (thus desirable) image of the invulnerable, autonomous body.

Among the missed opportunities of both volumes, is the lack of engagement with

the categories of nation, ethnicity, sexuality, and disability, and the ways in which cultural meanings of the body are always negotiated across these categories. What, for example, is the point of the increasing emphasis on sports and diet regulation, as Lenderová and Hanulík mention in their respective chapters, if not to create a healthy national, ethnic and social body? How did the struggle between the Czech and German nationalists over the bodies and souls of the nationally indifferent Bohemian population<sup>2</sup> – perhaps the main theme in the recent Austro-Hungarian historiography – affect the ways in which bodies were imagined and experienced? How did the 19<sup>th</sup> century German discourse of superiority over the “subservient Slavs” as well as the Czech nationalist discourse of the deeply democratic and progressive nature of the Czechs framed understandings of the nationally appropriate body?

Analyzing the nationalist framing of much of the studied material would give the readers a better understanding of how exactly bodies became sites for negotiations of symbolic meanings as well as material products of these negotiations. Including the category of disability would allow for a deeper analysis of the normative construction of a modern body in general, and a Czech body in particular.<sup>3</sup> In fact, including the broader 19<sup>th</sup> century context of the construction of “proper” European bodies against its colonial other<sup>4</sup> would also further inform the way in which modern bodies are always racialized.<sup>5</sup>

Further criticisms of the book concern editorial decisions. First, the editors made the unusual choice of using basically the same introduction for both volumes. While not prohibited, a new introduction to the second volume would better contextualize the chapters within a broader historiographical debate on the 19<sup>th</sup> century constructions of the body. Second, both books’ titles are problematic. The first volume’s title is unfulfilled and the second volume’s title invites but never answers the question of what, indeed, is the space between medicalization and discipline of the body.

Criticisms notwithstanding, these volumes are pioneering works, opening up space for much further work. New research on the body in Czech history will hopefully take these texts for what they are – the first analyses of the construction of the normative body in the Czech lands in the long 19<sup>th</sup> century – and will enrich these explorations with a much needed intersectional work.

Chicago

Michaela Appeltová

<sup>2</sup> Zabra, Tara: *Kidnapped Souls: National Indifference and the Battle for Children in the Bohemian Lands 1900-1948*. Ithaca 2008.

<sup>3</sup> For the Czech context, see the special issue on the category of disability in historical analysis in: *Dějiny, teorie, kritika* (2011) iss. 2.

<sup>4</sup> In the Czech context this took place through the exhibitions from Emil Holub’s travels, ethnographic shows of the “exotic” other, or widely popular travelogues from the “Orient.” See for example *Bláhová, Kateřina/Petrbok, Václav* (eds.): *Cizí, jiné, exotické v české kultuře 19. století*. [The Foreign, the Other, the Exotic in Czech 19<sup>th</sup> Century Culture]. Praha 2008.

<sup>5</sup> *Stoler, Ann Laura: Race and the Education of Desire: Foucault’s History of Sexuality and the Colonial Order of Things*. Durham 1995.

*Shmidt, Victoria: Child Welfare Discourses and Practices in the Czech Lands: The Segregation of Roma and Disabled Children During the Nineteenth and Twentieth Centuries.*

Masarykova univerzita, Brno 2015, 127 S., ISBN 978-80-210-7834-5 (URL: <https://munispace.muni.cz/index.php/munispace/catalog/download/537/1679/288-1>).

Currently, “childhood” is gaining increased attention from academia, and historical perspectives have become an integral part of research. For a long time, neither children as subjects of past events nor childhood as a social category shaped by collective perceptions, scientific discourses, and state institutions played a major role in historiography. Instead, the rich investigations conducted by other disciplines, mainly pedagogy and sociology, which in many cases included historical perspectives, aroused new interest in the topic.<sup>1</sup> Thus, the variety of implications connected to “childhood” have recently been rediscovered by historical research: discourses on “appropriate” care and education as well as public associations, social movements, or state institutions that, in different ways, claimed to do something for children when they were actually pursuing their own specific goals. The focus on childhood turns out to reveal more than just insights concerning the specific group of children. It tells us about the modern state, the role of science, the history of modern societies and their institutions, and power relations in general.<sup>2</sup>

The book at hand derived from a pedagogical background but nevertheless integrates historical concepts such as “longue durée” or “path dependency”. Victoria Shmidt, senior researcher at the Institute for Research in Inclusive Education at the Masaryk University in Brno, traces forms and implications of child welfare in the Czech lands over 150 years, with a special focus on Roma and disabled children. Her motivation is rooted mainly in the contemporary state of special care and the discourses and practices between segregation and integration regarding the two specific social groups: “The interpretation of the past directly affects contemporary discourses and provides the grounds for accepting the responsibility towards the sustainable practice of integration of Roma and disabled children” (p. 6). In short, Shmidt aims to reveal the failures of the past in order to avoid them today and in the future. For historians, this in itself may not be a proper justification for research; it also questions the objectivity of the investigator. Nevertheless, Shmidt conducts a source-based, clearly structured, and systematic analysis of the subject. In a very impressive way, she analytically connects the discourses of different actors, politics, science, and public associations.

In the beginning, the author introduces “eugenics” as a central category for the discourses and practices of child-welfare. According to her, limiting eugenics to the Nazi occupation would be a misleading option. Rather, eugenics as the idea of a biologically healthy national population was an inherent aspect of the Czech national

<sup>1</sup> Baader, Meike S./Eßer, Florian/Schröer, Wolfgang (eds.): *Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge*. Frankfurt am Main 2014.

<sup>2</sup> Zahra, Tara: *The Lost Children: Reconstructing Europe’s Families after World War II*. Cambridge/Mass. 2011.

movement. In addition, concepts of eugenics from the late nineteenth century on influenced ideas and institutions of childcare and education.

Regarding the First Republic, Shmidt recognizes a radicalization of the discourse that, in particular, referred to disabled, “abnormal” children, focusing on the “nomadic” Roma: “In the late 1930s, the previously two separate eugenic views, that is the assimilation of the Roma people and the special education for delinquent children, were brought together into a new approach towards treating the Roma children” (p. 41).

The postwar years, especially after 1948, witnessed a more sophisticated classification of disabilities. Medicine and biology in socialism introduced the typology of disabled children who were nevertheless considered able to be educated and “cultivated”. These children were separated from the rest and kept aside in special institutions. At the same time, the socialist state began to launch a huge settlement program targeting the Roma population in order to assimilate and integrate them. This included the large-scale separation of children from their “asocial” parents. Integration of these children into the majority failed and was actually not even attempted since they were sent to special educational institutions, often combined with long-term accommodation in boarding schools or joint children’s homes.

Shmidt interprets these practices of increasing segregation accompanied by racist degradation of the whole Roma population as a revocation of the eugenics discourse of the First Republic:

In line with the interwar triangle of principles regarding the Roma children “backward family – socialized institution – negative effect of social and hereditary factors”, the socialist experts construed their arguments in favor of special education which had evolved towards the most extreme degree of segregation – marking all Roma children as “mentally retarded”. (p. 87)

In the last chapter, the author compares contemporary forms of “special education” and the new goal of “inclusion” of disabled children in different member states of the European Union. In the final summary, she returns to her starting point, presenting the outcome of the historical analysis for the contemporary discussion underlining the particular relevance of history for a critical self-image of social sciences such as (special) pedagogy, which, in the case of the post-socialist Czech Republic, would be widely missing.

All in all, Shmidt offers a concise and mostly readable overview of 150 years of child welfare in the Czech lands including Slovakia in the socialist period. The book indeed responds to an argument within the field of education about the need to confront the contemporary discourse and practices with history. Apart from that, Shmidt carefully reveals similarities of discourses and institutions considering “disabled children” in different political and social contexts of the Czech lands. She thus invites readers to further investigate forms and implications of childcare and education in (socialist) postwar Europe that will definitely lead to highly innovative insights, especially in a comparative perspective.

*Conrad, Benjamin: Umkämpfte Grenzen, umkämpfte Bevölkerung. Die Entstehung der Staatsgrenzen der Zweiten Polnischen Republik 1918-1923.*

Frank Steiner Verlag, Stuttgart 2014, 382 S., 9 Karten (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa 84), ISBN 978-3-515-10908-6.

„Sieben auf einen Streich“ könnte der Titel dieses Buches auch lauten, denn exakt so viele Staatsgrenzen der Zweiten Polnischen Republik bzw. ihr Zustandekommen „erledigt“ Benjamin Conrad in seiner Dissertation, die an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz entstanden ist. Mitte der 1920er Jahre hatte Polen gemeinsame Grenzen mit Deutschland, der neu gegründeten Freien Stadt Danzig, mit den baltischen Staaten Litauen und Lettland, mit der aus Revolution und Bürgerkrieg hervorgegangenen Sowjetunion, mit Rumänien sowie mit der aus der Konkursmasse der Habsburgermonarchie entstandenen Tschechoslowakei. Eine Gesamtdarstellung dieses komplexen Grenzbildungsprozesses lag bisher nicht vor, so dass der Verfasser damit tatsächlich eine Lücke schließt. Er geht der Frage nach, wie sich dieser Vorgang „aus Perspektive der wichtigsten Regierungsakteure darstellte“ (S. 13). Dabei will Conrad die für die Grenzziehung insgesamt maßgeblichen Faktoren herausarbeiten und sie „aus einer akteurs- und entscheidungsorientierten Perspektive“ untersuchen sowie politikgeschichtlich interpretieren (S. 15).

Die Attraktion dieses recht klassischen Ansatzes sieht er darin, die Problematik gleichsam aus der Vogelperspektive umfassend und frei von den Zwängen behandeln zu können, denen ältere, meist von einem spezifischen nationalstaatlichen Standpunkt ausgehende Darstellungen unterlagen (S. 18 f.). Nicht nur „große Männer“ will er unter „Akteuren“ verstehen, sondern auch „Strukturen“ aufzeigen, „die [deren] Handeln [...] erst ermöglichten“. Dazu gehören für Conrad „Netzwerke“ und „Machtbeziehungen zwischen den Akteursgruppen“, deren Bedeutung er analysieren möchte (S. 24). In der Praxis ist dann freilich doch meist von Regierungen, Exilkomitees und führenden Politikern oder Militärs die Rede, von Premier- und Außenministern, von Botschaftern, Delegationsführern, befehlshabenden Offizieren und auch vom Völkerbund. Diesen Kreis erweitert der Verfasser nach Bedarf um beteiligte Experten und um von der Entente und ihren assoziierten Mächten bestellte Mitglieder diverser Ausschüsse, die die kleinteilige Kärnerarbeit bei den Verhandlungen verrichteten. Über sie, die Conrad nicht unbedingt schmeichelhaft „Konferenzteilnehmer der zweiten Reihe“ nennt (S. 135, 295), erföhre man gern etwas mehr, insbesondere wenn deren „Polonophilie“ als bestimmender Faktor ins Spiel gebracht wird (S. 131). Insgesamt erschließt sich der analytische Mehrwert des abstrahierenden Akteursbegriffs nicht immer. Mitunter vernebelt er Sachverhalte und vor allem Verantwortlichkeiten auch eher, als dass er sie erhellt – wenn etwa über Sabotageakte polnischer „Akteure“ gegen die alliierte Kommission in Allenstein und Marienwerder im Frühjahr 1920 berichtet wird (S. 185), wüsste der Rezensent gerne genauer, wer dort „agierte“.

Conrad legt zunächst dar, wie sich schon im Herbst 1914 abzeichnete, dass der europäische Krieg irgendeine Form polnischer Staatlichkeit wiederherstellen würde, deren Umrisse aber unscharf bleiben mussten, solange der Konflikt noch andauerte. Erst als die Waffen im Westen endlich schwiegen und eine Friedensregelung gefun-

den werden musste, offenbarte sich, wie sehr die Vorstellungen von der künftigen Gestalt Polens auch im Lager der Entente voneinander abwichen – soweit die Beteiligten entsprechende Konzepte überhaupt schon konkretisiert hatten. Gewiss war zunächst, dass es gemäß den „14 Punkten“ des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson ein unabhängiges Polen mit Zugang zum Meer auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechts der Völker geben sollte. Die territorialen Maximalforderungen, die Roman Dmowski und Ignacy Paderewski in Versailles unter Bezugnahme auf die historischen Grenzen der Adelsrepublik von 1772 erhoben, gingen darüber allerdings deutlich hinaus. Die Ententemächte behielten sich in Art. 87 Abs. III des Versailler Vertrags schließlich das Recht vor, Polens Grenzen überall dort festzusetzen, wo der Friedensvertrag sie nicht schon regelte – also vor allem im Osten des neuen Staates.

Dort stand jeder territoriale Entwurf für Polen auch nach 1919 noch vor der Schwierigkeit, dass erst allmählich klar wurde, mit welchen neuen staatlichen Akteuren Einigungen über Grenzverläufe zu erzielen waren, nachdem die Herrschaft der ehemaligen Teilungsmächte in Ostmitteleuropa zusammengebrochen war. Kaum eine dieser Staatsgrenzen kam ausschließlich auf dem Wege diplomatischer Verhandlungen zustande. Die meisten waren das Ergebnis mehr oder weniger massiver bewaffneter Konflikte und umkämpfter Abstimmungen. Deren Ausmaß und Intensität reichte von kleineren und punktuellen Scharmützeln mit tschechischen Truppen über die Aufstandskämpfe in Oberschlesien und eine militärische Expedition nach Litauen bis hin zu einem ausgewachsenen Krieg gegen das revolutionäre Russland. Als Ausnahme kann die Grenze mit Rumänien und, mit Einschränkungen, auch diejenige mit Lettland gelten: Der Grenzverlauf zwischen Galizien und der Bukowina wurde vereinbart, ohne dass ihm gravierende gegenseitige Ansprüche entgegenstanden; dafür zog sich seine endgültige Bestätigung bis Mitte der 1930er Jahre erstaunlich lange hin (S. 209, 288). In dem eher unbedeutenden Gebietskonflikt mit Lettland nahm Polen von einer gewaltsamen Lösung schließlich Abstand (S. 278).

So vielschichtig diese Vereinbarungen und alle anderen Auseinandersetzungen im Einzelnen waren, so klar geht aus Conrads Darstellung hervor, welche Sprengkraft den beiden gängigen polnischen Staatskonzeptionen innewohnte. Denn sowohl der meist mit Józef Piłsudski assoziierte „föderative“ Ansatz als auch die eher von den Nationaldemokraten unter Roman Dmowski favorisierte „inkorporative“ Option setzte eine erhebliche territoriale Ausdehnung nach Osten voraus. Offenbar kalkulierte aber keines dieser beiden Konzepte konkurrierende nationalstaatliche Ambitionen ein, deren Vertreter sich einer Vereinnahmung durch Polen vehement widersetzen. Ein besonders frappierendes Beispiel hierfür war Litauen, dessen Proteste gegen die militärische Inbesitznahme des Wilnagebiets mitsamt seiner als nicht verhandelbar angesehenen Hauptstadt durch Polen wirkungslos blieben (S. 259).

Conrad gelingt es mit seiner „forschenden Synthese“ (S. 291) recht gut, die Ausgangspositionen für die schließlich erfolgten Grenzfestlegungen herauszuarbeiten und die jeweiligen Besonderheiten auf dem Weg dahin darzustellen. Es ist eine Stärke der Arbeit, dass sie die Interdependenz auch solcher Grenzziehungen zeigen kann, die vordergründig nichts miteinander zu tun hatten. So beeinflusste der polnisch-

sowjetische Krieg, der im August 1920 für Polen eine günstige Wendung nahm, das Abstimmungsverhalten der Bevölkerung, die in Allenstein und Marienwerder, im Teschener Schlesien, in Arwa und der Zips über eine mögliche Zugehörigkeit zum polnischen Staat mitentscheiden sollten, zum Nachteil Polens (S. 291).

Die Dissertation stützt sich auf zahlreiche Akteneditionen der beteiligten Staaten und bezieht darüber hinaus Archivquellen vor allem aus Warschau und Moskau ein. Die Karten, die der Verfasser seinem Werk beigegeben hat, sind im Großen und Ganzen brauchbar. Allerdings leidet die Anschaulichkeit zum einen unter der uneinheitlichen grafischen Gestaltung – die Karten wurden verschiedenen einschlägigen Publikationen entnommen. Zum anderen muss sich der Betrachter wegen der diversen Grenzentwürfe, die in Grautönen eingezeichnet sind, schon mehr als ein wenig konzentrieren. Dem Autor ist daraus aber wohl kein Vorwurf zu machen, da die Herstellung eigener, auch nur teilweise farbiger Karten wahrscheinlich am Budget gescheitert wäre. Seine Arbeit zeichnet sich durch einen lektürefreundlichen Umfang aus, der bei einer etwas weniger hyperkorrekten Zitiertechnik vielleicht sogar noch etwas geringer hätte ausfallen können. Etwas getrübt wird die Lesefreude durch einige vermeidbare sprachliche Schwächen; offenbar verleitet der politikhistorische Ansatz mitunter zu einem etwas „angestaubt“ wirkenden Stil. Dass das Buch nicht unbedingt ein „Pageturner“ ist, ändert jedoch nichts daran, dass es für jeden unentbehrlich werden dürfte, der sich künftig mit der Frühphase der Zweiten Polnischen Republik befassen will.

München

Pascal Trees

*Shumsky, Dmitry: Zweisprachigkeit und binationale Idee: Der Prager Zionismus, 1900-1930.*

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2013, 336 S., ISBN 978-3-525-36955-5.

Can different nationalities share the same state or are multinational states doomed to fail? Does nationalism inevitably transform and divide multiethnic societies or can it also serve as an integrative force? These questions remain as pressing today as they were at the turn of the twentieth century, when mass politics, rapid socio-economic change, and new cultural and political identities transformed multiethnic states such as Austria-Hungary. In “Zweisprachigkeit und binationale Idee”, the historian Dmitry Shumsky tells the story of how a remarkable group of young Jewish intellectuals in Prague wrestled with the meaning of Jewish collectivity in an age of nationalism. In the years before the First World War, they developed a form of Zionism that envisioned Jewish nationhood as a platform for Jews’ participation in the multinational society that was emerging in Bohemia and Austria-Hungary more broadly. Significantly, these activists and thinkers envisioned Jews acting as a bridge between Czechs and Germans thanks to the Czech and German bilingualism of Prague and Bohemia’s Jews. In the wake of Austria-Hungary’s collapse and the emergence of nationalist successor states, some of these Zionists emigrated to Palestine. Here, they became the driving force, adapting their particular brand of Zionism to this new multiethnic context, behind the efforts to create a bi-national Arab and Jewish state in Palestine.

Shumsky's study focuses on the leading personalities in the important Zionist student organization Bar Kochba in the years before the First World War. The seven men at the center of his study, whom he denotes the "Bar Kochba men" – Hugo Bergmann, Hans Kohn, Robert Weltsch, Max Brod, Leo and Hugo Hermann, and Franz Kafka – would become well-known scholars, writers and Zionist activists. Unlike most historians, Shumsky rejects the idea that Prague Zionism was "an escape" from the national conflict between Germans and Czechs. Similarly, he dismisses the notion that the later bi-nationalism was an utopian ideal that reflected its proponents' disillusionment with Zionism. Rather, Shumsky convincingly shows that it was these men's own experience living in a "multicultural mosaic" of pre-World War One Prague that served as a model for how different nationalities could coexist and benefit mutually from intercultural exchange. Indeed, the book's major contribution is Shumsky's examination of the interplay between everyday experiences and political ideas arguing that it was these men's socio-cultural environment and their experiences of diversity that shaped their Zionist activism.

Refreshingly, Shumsky leaves behind the debates about the degrees of Prague Jews' German or Czech acculturation and seeks to understand this society as a cultural mosaic that produced, what he calls, a Czecho-German Jewish culture unique to Prague and Bohemia. Rather than seeing language practices as a sign of political belonging or cultural identification, Shumsky highlights the everyday bilingualism and multiethnic interactions that shaped Jewish culture here. When the Bar Kochba men turned to Jewish nationalism, they molded it in a way that elevated their own Czecho-German Jewish culture to an ideology and political platform. Significantly, the Bar Kochba men were developing their ideas within a context that appeared to forecast a new political order where the Austrian state recognized nationalities' cultural autonomy and facilitated their equal access to public resources and representation. After the First World War, when Bohemia became part of Czechoslovakia, most of the Bar Kochba men lost faith in Zionism's potential here and transferred their political aspirations to Palestine. Thus rather than the utopian visions of intellectual dreamers, Shumsky shows that the Zionism developed by these Prague activists was shaped by their own social and political experience in late Habsburg Bohemia.

The book's first chapter examines the socio-cultural and political milieu of late nineteenth and early twentieth century Prague and more broadly introduces the reader to the particular multi-linguistic and multiethnic environment that shaped the everyday experiences of Bohemia's Jews. In order to do so, however, Shumsky launches a fierce critique of the existing historiography on the subject. He is particularly critical of historians' adoption of ethno-nationalist frameworks in writing the history of the region. Indeed, even if political discourse, public institutions, and legislation were increasingly nationalized in the decades before the First World War, people's everyday lives, Shumsky argues, were marked by interaction, integration, and cultural and linguistic diversity. In rejecting the old terminology, Shumsky invents a new one, describing his subjects as "Czecho-German Jews", a category meant to capture the multiethnic context and highlight the multifaceted, ambivalent, fragmented, and fluctuating nature of this culture.

The second chapter examines the significance of bilingualism and multiethnic interactions in the everyday social experiences of the Bar Kochba men. While some, like Max Brod and Hans Kohn, would later describe Prague Jews as isolated in a sharply divided city, Shumsky notes that these men's own life experience points to a very different picture. Using census forms, residency lists, and other sources that reflect the social environment, he finds a more complex picture of bilingualism and everyday, cross-cultural interactions. Hans Kohn, for example, grew up in a Czech-speaking Jewish family, who were recent arrivals to Prague from rural Bohemia. Kohn went to German-language schools and lived alongside Jewish and non-Jewish Czech and German-speaking neighbors. Indeed, at the core of the Czecho-German Jewish culture was its bilingualism. This was a reflection of a demographic shift that brought rural Czech-speaking folk, including large numbers of Jews, to Bohemia's growing towns and cities in the late nineteenth century. Bilingualism was thus part of the urban landscape in which these men grew up, an everyday experience that was central to their sense of Jewishness. For the Bar Kochba men, Jews' bilingualism became a marker of Jews' national distinctiveness and rootedness in Bohemia, a third nationality that could act as an integrative force among the region's other national groups. Their model for Jewish nationhood was a way of legitimizing and solidifying the Czecho-German Jewish culture at a time when other nationalists demanded that Jews show their allegiance to either the Germans or the Czechs.

The third chapter examines the group's leading thinker Hugo Bergmann's efforts to articulate the place of Jewish nationhood in a multinational society. Bergmann saw Jewish education as the key to creating the kind of Jewish individual that would embody his Zionist ideal. He promoted an education that would anchor the individual in Jewish and general knowledge, including knowledge of Hebrew, Czech and German languages. He also believed that the admittance of non-Jewish students to Jewish schools was central to this program. As Shumsky describes Bergmann's plan: a deep understanding of Jewish culture (thesis) and openness to the non-Jewish world (anti-thesis) that will lead to mutual and complimentary cultural exchange (synthesis). In short, the Jewish nationalism that Bergmann advocated emphasized both Jewish cultural renewal as well as Jews' social and cultural integration into their non-Jewish environments.

In Chapter Three Shumsky begins his investigation of the Prague activists' relationship to the broader Zionist movement when he examines Martin Buber's visit to Prague in 1909 and 1910 and the debates that followed. Chapter Four continues this theme as it focuses on the Bar Kochba's men's discussions of broader questions of Diaspora, "Exile," and national minority rights that preoccupied Zionist thinkers. Shumsky shows that in the years before the First World War, when the Habsburg state was experimenting with province-wide reforms meant to place different nationalities on equal terms and thereby diffuse national tensions, Prague Zionists sought to have Bohemian Jewry recognized as a nationality. In making their case, they worked to produce and disseminate new narratives about Jews' historical belonging in Bohemia. They hoped that Bohemia would become the test case for transforming Austria into a multinational federation with national cultural autonomy for its peoples. Indeed, the Bar Kochba men remained focused on Bohemia as the home for

their Jewish nation until the end of the First World War. Only then did they turn their attention in a serious way to Palestine.

The fifth and last chapter discusses Hans Kohn's and Hugo Bergmann's view of Palestine as a Jewish homeland. As Shumsky shows, Hugo Bergmann was disillusioned by the triumph of what he saw as a chauvinistic form of Czech nationalism that became dominant in Czechoslovakia. He no longer believed there was a place for his brand of Zionism in the Bohemian Lands and decided to immigrate to Palestine to pursue his political vision. Here, he hoped to promote a multicultural society much as the one he had experienced in Prague. Shumsky thus shows that Bergmann's pursuit of a bi-national state for Arabs and Jews drew directly on the type of Zionism he and his fellow Bar Kochba men had developed in Bohemia before the First World War.

In this book, Dimitry Shumsky intervenes in several recent scholarly debates. First, he seeks both to integrate Zionists into their European environments, considering the significance of this context beyond the "alienation" thesis, as well as to highlight the diversity of Zionist thought before and after the First World War. Second, alongside a number of other scholars who have recently taken historians to task for imposing ethno-national models on their historical work, he seeks to introduce a terminology and approach that highlights the everyday, the multifaceted, and the dynamic character of cultures and identities thereby allowing for a better understanding of the past in its complexity. Although the book's long journey to its current form – from dissertation to monograph, from its Hebrew original to the German translation – has resulted in some significant gaps in terms of the most recent scholarly literature on the region, this doesn't in the end take away from Shumsky's analysis. This is a book that offers an important and masterful critique of much of the existing scholarship on Bohemia and the region's Jews as well as new insights into the social lives of Jews and non-Jews alike in Prague in late Habsburg Austria.

Austin/Texas

Tatjana Lichtenstein

*Šustek, Vojtěch (Hg.): Atentát na Reinharda Heydricha a druhé stanné právo na území tzv. protektorátu Čechy a Morava. Edice historických dokumentů II. [Das Attentat auf Reinhard Heydrich und das zweite Standrecht auf dem Gebiet des sog. Protektorats Böhmen und Mähren. Edition historischer Dokumente II.]*

Archiv Hlavního města Prahy/Scriptorium, Praha 2014, XXXIII + 1026 S. (Archiv Hlavního města Prahy. Documenta Pragensia Monographia Vol. 26/2), ISBN 978-80-86852-58-4/978-80-87271-96-4.

Keine zwei Jahre nach Auslieferung des ersten Bandes zu Beginn des Jahres 2013 erschien der nächste des auf drei Bände mit über 500 zu edierenden Dokumenten angelegten Vorhabens. Er folgt in Aufmachung, Struktur und Qualität seinem Vorgänger mit 137 Dokumenten, der in dieser Zeitschrift ausführlich und äußerst positiv gewürdigt wurde.<sup>1</sup> Im zweiten Band kann Šustek 150 Dokumente deutscher

<sup>1</sup> Vgl. meine Rezension in: Bohemia 55 (2015) H. 1, 214-216.

Provenienz aus tschechischen Archiven, größtenteils aus dem Nationalarchiv zu Prag, präsentieren, bei denen wiederum in deutscher Sprache der Originaltext wiedergegeben wird, dem die Übersetzung ins Tschechische folgt. Und wie im ersten Band hat Šustek jedes einzelne Dokument kommentiert, etliche davon sehr ausführlich unter Heranziehung weiterer Quellen, so dass hier erneut eine wertvolle „Sub-edition“, allerdings nur in tschechischer Sprache, geboten wird. Durch ein Namen- und ein Ortsregister ist die Edition gut erschließbar.

Thematisch gliedert sich die Edition in zwei Teile: Der erste enthält 44 Stimmungs- und Lageberichte vornehmlich des SD-Leitabschnitts Prag vom 27. Mai 1942, dem Tag des Attentats auf Reinhard Heydrich, bis zum 4. Juli 1942, der zweite 106 Quellen aus derselben Zeitspanne, die zur „Propagandakampagne“ gehören, mit der die deutschen Besatzer im Protektorat auf das Attentat und die nachfolgenden Ereignisse reagierten. Zu den schriftlichen Dokumenten dieser Propagandakampagne existieren im Übrigen zahlreiche Ton-, Bild- und Filmdokumente.

Die von Šustek vorgelegten Quellen haben, das sei hier hervorgehoben, einen weit über die Geschichte des Protektorats Böhmen und Mähren hinausgehenden Wert. Sie dokumentieren die von deutschen Sicherheitsorganen festgehaltene Stimmung und Mentalität sowohl der okkupierten Tschechen als auch der sudetendeutschen Bevölkerung und zeigen unter anderem, auf welche große Zustimmung die nach dem Attentat getroffenen repressiven antitschechischen Maßnahmen bei den Deutschen stießen. Ferner dokumentieren sie eindrücklich die Funktionsweise des deutschen Besatzungsapparates, hier insbesondere seines Spitzelwesens sowie seiner Propaganda. Diese Aspekte sind für die Geschichte des nationalsozialistischen Regimes, beispielsweise für die derzeit intensiv betriebene Forschung zur deutschen „Volksgemeinschaft“ oder für Studien über Mechanismen der Okkupation in „Hitlers Imperium“ (Mark Mazower) von erheblicher Bedeutung. Die beiden nunmehr vorliegenden Bände bieten schließlich eine Fülle an Material, das unter anderem zahlreiche Ereignisse dokumentiert, die in Prag stattfanden. Ein begleitendes Hilfsmittel zur Topografie der Stadt zu liefern, kann freilich nicht mehr die Aufgabe einer Edition sein. Dieses topografische Hilfsmittel hat aber – unabhängig von Šusteks Editionsplan – kürzlich Jiří Padevět veröffentlicht; es sei dem Leser zusätzlich zur Edition empfohlen.<sup>2</sup> Šusteks zweiter Band des „Attentats auf Reinhard Heydrich“ schließt sich wiederum als Spitzenleistung tschechischer Zeitgeschichtsforschung nahtlos an den ersten an und macht den Leser umso neugieriger auf die Fortsetzung und den Abschluss.

Wien

Karel Hruza

---

<sup>2</sup> Padevět, Jiří: *Průvodce protektorátní Prahou. Místa – události – lidé* [Führer durch das Prag der Protektoratszeit. Orte – Ereignisse – Menschen]. Praha 2014.

*König, Christian: Flüchtlinge und Vertriebene in der DDR-Aufbaugesellschaft. Sozial- und biographische Studien.*

Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2014, 459 S., ISBN 978-3-86583-862-9.

„In den nächsten Jahren steht unmittelbar das Aussterben der Erlebnisgeneration der Jahrgänge 1925 bis 1935 bevor“ (S. 427). Angesichts dieses Befundes ist jede Untersuchung sehr zu begrüßen, die darauf zielt, die letzten Angehörigen dieser Generation von Flüchtlingen und Vertriebenen in der ehemaligen DDR zu Wort kommen zu lassen. Im Vergleich zu den umfangreich erhobenen und breit dokumentierten Erlebnisberichten der in der Bundesrepublik ansässigen Vertriebenen, die sich zudem selbst als Vertriebene öffentlich artikulieren konnten, sind Zeitzeugenberichte zur Situation der Flüchtlinge und Vertriebenen in der SBZ und DDR erst in jüngerer Zeit und in ungleich geringerem Umfang aufgezeichnet worden. Auf die Erhebung autobiografischer Quellen ist die historische Forschung im speziellen Fall der DDR umso mehr angewiesen, als hier nach der Auflösung der entsprechenden staatlichen Verwaltungsorgane die administrativen Quellen zur „Umsiedler“-Problematik schon im Lauf der 1950er Jahre versiegt.

Aufgrund dieser Quellenlage hat sich Christian König entschieden, seine als Dissertation vorgelegte Untersuchung zu den „Flüchtlingen und Vertriebenen in der DDR-Aufbaugeneration“ in erster Linie auf Methoden der Oral History zu stützen. Die Erhebung und Auswertung biografischer Tiefeninterviews ermögliche einerseits, Integrationsprozesse „in Langzeitperspektive“ zu erfassen, und bringe andererseits die Vertriebenen nicht nur „als Objekte staatlicher Maßnahmen“ in den Blick, sondern könne ihnen auch „als aktiv handelnde Subjekte eines Neuorientierungs- und Verortungsprozesses“ gerecht werden (S. 83).

„Die nach Integrations- und Desintegrationsmomenten fragende Untersuchung“ (S. 11) Christian Königs begrenzt sich auf biografische Analysen zu Personen, die als Flüchtlinge und Vertriebene in der DDR Fuß gefasst haben. König fokussiert dabei vor allem auf die Alterskohorte der zwischen 1925 und 1935 geborenen Immigranten, die in der Untersuchung wegen ihrer ähnlichen lebensgeschichtlichen Erfahrungshorizonte auch als „Generation“ begriffen werden (vgl. S. 103-109). Aus dieser Altersgruppe der Vertriebenen greift der Verfasser zwei Untersuchungsgruppen heraus: Einer Gruppe von Personen des öffentlichen Lebens der DDR, die König auch „unter dem Stichwort ‚Eliten‘“ zusammenfasst, wird eine Gruppe von „Normalbürgern“ (S. 111) gegenübergestellt. Der ersten Gruppe nähert sich König in einem ersten Schritt über eine umfassende prosopografische Auswertung der biografischen Daten zu den 153 Flüchtlingen und Vertriebenen der genannten Geburtsjahrgänge, die im biografischen Lexikon „Wer war wer in der DDR?“ aufgeführt werden.<sup>1</sup> Aus der Gesamtzahl der dort genannten „Personen des öffentlichen Lebens“ (S. 115) zieht der Verfasser dann eine bereinigte Zufallsstichprobe von 27

---

<sup>1</sup> Müller-Enbergs, Helmut/Wielgohs, Jan/Hoffmann, Dieter (Hgg.): Wer war wer in der DDR? Ein biographisches Lexikon. Berlin 2004 (Digitale Bibliothek Bd. 54). Online unter: <http://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/wer-war-wer-in-der-ddr-%2363%3b-1424.html> (letzter Zugriff 01.06.2016).

Personen, deren Biografien in einem zweiten Schritt detailliert untersucht werden. Als Quellenbasis für die Untersuchung dieser zum Teil schon verstorbenen Personen dienen ihm archivalisch überlieferte Dokumente wie Lebensläufe, amtliche Beurteilungen usw. oder gegebenenfalls veröffentlichte Autobiografien. Mit neun Personen dieser Gruppe konnte er Interviews führen. Bei der Untersuchung der Repräsentanten des öffentlichen Lebens der DDR tritt bei König die Methode der Oral History also lediglich ergänzend zur historiografischen Text- und Dokumentenanalyse hinzu, während er bei der Betrachtung der Normalbürgerinnen und -bürger ganz auf die Erhebung von Interviews angewiesen war. Die Gruppe der Privatpersonen mit Flucht- oder Vertreibungshintergrund wird im Sample über zwölf ausführliche biografische Interviews repräsentiert, die der Verfasser mit Personen aus Thüringen geführt hat.

In den einleitenden Passagen zur Untersuchungsmethode kündigt König „einen zweiten Untersuchungsschwerpunkt innerhalb dieser Gruppe der ‚einfachen Leute‘“ (S. 110) an, der im Kontrast zum ländlichen und kleinstädtischen Raum in Thüringen eigens die Region Eisenhüttenstadt fokussieren soll. Mit der Hinzuziehung ausgewählter Interviews, die Lutz Niethammer, Alexander von Plato und Dorothee Wierling schon 1987 in Eisenhüttenstadt erhoben haben,<sup>2</sup> sollten in die Untersuchung der Normalbürger „regionale Verschiedenheiten“ (gemeint sind wohl eher sozioökonomische Verschiedenheiten) und zeitliche Unterschiede der Befragung Berücksichtigung finden. Letztlich begrenzt König die Darstellung der Lebensverhältnisse von „Umsiedlern“ in Eisenhüttenstadt aber auch dem Umfang nach auf einen Exkurs (S. 376-386) und widmet den vorgestellten fünf Biografien dabei jeweils nur wenige Zeilen. Von einem eigenen „Untersuchungsschwerpunkt“ kann jedenfalls kaum die Rede sein. Es dürfte sich lohnen, diese vielversprechende Kontrastierung industrieller Zentren und ländlicher Räume der DDR einerseits und der Biografiekonstruktionen vor und nach 1989 andererseits an anderer Stelle einmal zu vertiefen.

Ehe er mit der Präsentation und Interpretation der Biografien beginnt, gibt König in seinem Buch auf gut 80 Seiten einen umfassenden Abriss der Geschichte der Zuwanderung von Flüchtlingen und Vertriebenen in das Gebiet der SBZ/DDR und einen Überblick über die politischen und administrativen Maßnahmen zur Integration dieser sogenannte „Umsiedler“. König setzt sich in einem Abschnitt zur Begriffsklärung und Methodologie unter anderem auch mit dem Begriff der Integration auseinander, den er kritisch reflektiert, an dem er aber in seinem Buch doch festhält (S. 83 f.).

In die folgende paraphrasierende Wiedergabe der biografischen Erzählungen werden immer wieder prägnante Originalzitate aus den Interviews eingeflochten, die die subjektive Sicht und Bewertung der Dinge durch die Gewährspersonen wiedergeben. Gerade längere Zitate vermitteln einen lebendigen Eindruck vom Prozess der erzählerischen Konstruktion in ihrem Verlauf, mit ihren Brüchigkeiten, formulato-

---

<sup>2</sup> Niethammer, Lutz/Plato, Alexander von/Wierling, Dorothee: Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR. 30 biographische Eröffnungen. Berlin 1991.

rischen Annäherungen und nachgeschalteten Relativierungen. Gelegentlich gerät der Verfasser der Untersuchung dabei in den dramatischen Sog des Erzählten und reproduziert vor allem die erschütternden Berichte von Krieg, Flucht und Gefangenschaft in einer Detailliertheit, die zwar ihrer emotionalen Bedeutung für die Gewährspersonen, aber nicht dem vorrangigen Interesse der Studie an der Integration derartiger Erlebnisse in die Biografien der späteren DDR-Bürger entspricht (vor allem in der Fallgeschichte von Martha Erdmann S. 346-369).

Im Übrigen präsentiert der Autor die lebensgeschichtlichen Berichte seiner Gewährsleute aber im Sinne seiner Forschungsfragen sinnvoll strukturierend, kontextualisierend und kommentierend, schaltet Zwischenresümées und mitunter auch längere Exkurse zum zeitgeschichtlichen Hintergrund des Erzählten ein, die leider nur zu einem geringen Teil im Inhaltsverzeichnis des Buches abgebildet werden. Mit persönlichen Charakterisierungen der Interviewpartner („eine kleine schlanke Frau. Sie wirkt erstaunlich frisch und fit“, S. 346; „eine intelligente, politisch interessierte und sensible Dame, die jung und tatkräftig wirkte“, S. 373) ebenso wie mit subjektiven Bewertungen ihrer Gesprächsbeiträge („kluge Antworten“, S. 294; „mit berechtigtem Stolz“, S. 302) hätte sich der Verfasser freilich besser zurückhalten sollen. Trotz dieser Einschränkungen kann festgehalten werden, dass König seinem selbstgesetzten Ziel, „die aus den Interviews sichtbar werdenden Eigenheiten, Gewichtungen, Prägungen und Narrative der einzelnen Personen herauszuarbeiten“ (S. 293), darstellerisch insgesamt gut gerecht wird.

Völlig unklar bleibt indessen, welche Regularitäten seinen Transkripten von Interviewpassagen zugrunde liegen: Nur bei einigen Gewährspersonen werden – und dies beschränkt auf einige Einzelwörter – regionalsprachliche Aussprachemerkmale in die Verschriftlichung übernommen (z.B. „och“ statt „auch“, S. 158; „mer“ statt „wir“, S. 174), bei einigen anderen Gewährsleuten werden an einzelnen Stellen allgemeine Merkmale gesprochener Sprache wie Apokopen und Verschleifungen im Transkript wiedergegeben („is“ statt „ist“, S. 181; „ne“ statt „eine“, S. 207, 241 usw.), die mit hoher Wahrscheinlichkeit ebenso bei anderen Sprechern bzw. an anderen Segmenten des betreffenden Aufnahmeausschnitts aufgetreten sind, dort aber nicht verschriftlicht werden. Entsprechend selten wird die Wahl der sprachlichen Varietät oder ein Varietätenwechsel im Interviewverlauf in die Interpretation der entsprechenden Zitate einbezogen.

Insgesamt wird der sprachlichen Seite der Integration der Vertriebenen nur marginale Aufmerksamkeit gewidmet, obwohl dieser Aspekt in den Interviews offenbar zum Tragen kam und von den Zeitzeugen auch explizit angesprochen wurde. So zitiert König einen Zeitzeugen, der vom wechselseitigen sprachlichen Unverständnis zwischen Vertriebenen und Alteingesessenen in der Anfangszeit ihres Kontakts berichtet (S. 174). Und er erwägt in einem anderen Fall, dass für die betroffene Gewährsperson ein „dialektfreier sprachlicher Ausdruck von Bedeutung“ für ihre soziale Eingliederung gewesen sei (S. 308). Schließlich verallgemeinert König an einer Stelle sogar, dass „die verschiedenen Grade der Annäherung, Einbindung, Integration der unterschiedlichen Generationen [...] nicht zuletzt an der noch heute deutlicheren dialektalen Färbung der Sprache der Älteren heraushörbar“ sei (S. 342). Dessen ungeachtet werden Sprache und Spracherwerb am Ende der Studie nicht in

die systematisierende Übersicht über die „integrationsfördernden Momente“ (S. 394) aufgenommen. Diese Vernachlässigung des sprachlichen Aspekts der Vertriebenenintegration kennzeichnet freilich die historische und sozialwissenschaftliche Forschung zur Integration der Vertriebenen insgesamt, in der bis heute Fragen der strukturellen Platzierung, der sozialen Eingliederung der Vertriebenen oder administrativer Maßnahmen zu ihrer Integration deutlich im Zentrum stehen.<sup>3</sup>

In der vergleichenden Auswertung der betrachteten Biografien verfolgt der Verfasser vor allem die Frage, welchen Anteil die sogenannten Umsiedler am sozialen und ökonomischen Aufbau der DDR hatten und inwiefern die gesellschaftlichen und ökonomischen Entwicklungen der Nachkriegsjahrzehnte ihnen Raum und Chancen für eine neue, auch emotionale Beheimatung boten. Der Verfasser setzt in seiner Interpretation Aspekte der „innere[n] und äußere[n] Dimension von Integration“ (S. 309) stets in Beziehung.

Aus den reichen Ergebnissen der Untersuchung können hier nur einige Aspekte angesprochen werden. Die meisten Gewährspersonen Königs berichten von einem überraschend steilen gesellschaftlichen und beruflichen Aufstieg. Nach ihrer vollständigen sozialen Deklassierung und materiellen Depravierung erreichten die Befragten in der Regel bereits zu Beginn der 1950er Jahre eine erste materielle Absicherung und vollzogen auch psychisch „erste Schritte einer Neuverortung“ (S. 401) ihrer Biografie. Sowohl die prominenten Vertreter der DDR-Öffentlichkeit als auch die Normalbürger durchliefen einen zwar nicht immer linearen, „aber [...] in summa stetigen Aufstieg“ (S. 419), der sie bis in die 1970er Jahre in Spitzenpositionen ihrer jeweils zugänglichen Karrieren führte, auf denen sie bis zum Ende der DDR verblieben. Die befragten Flüchtlinge und Vertriebenen konnten in der DDR also in starkem Maße an der progressiven sozialen Mobilität der „Aufbaugeneration“ der zwischen 1925 und 1935 geborenen Alterskohorte partizipieren.

Dabei wurden gerade die fatalen Ausgangsbedingungen ihrer Karrierewege „zu einer mobilisierenden Antriebskraft einer aufstiegsorientierten Eigeninitiative“ (S. 400), sodass für viele Vertriebene der gesellschaftliche Anpassungsdruck „mit individueller Einpassungsbereitschaft“ (S. 416) gleichlief. Diese Bereitschaft nahm bei den Befragten zum Teil die Form der komfortablen privaten „Einnischung“ (S. 417) an, brachte sich aber häufig auch in einem großen beruflichen Leistungswillen und in Engagement für den Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft zur Geltung, das sich sowohl bei den öffentlich nicht sichtbaren Normalbürgern als natürlich vor allem auch bei der Gruppe der prominenten Repräsentanten der Politik und Kultur in der DDR findet. Dabei hatte „das Hineinstürzen in den Aufbau“ bei vielen Vertriebenen offenbar „auch die psychologische Entlastungsfunktion des Ausklammerns und Verdrängens traumatischer Erlebnisse“ (S. 417). Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang Königs Hinweis, dass gerade die Weigerung der Politik, der Gruppe der „Umsiedler“ langfristig einen sozialpolitischen Sonderstatus einzuräu-

---

<sup>3</sup> Dazu: *Eblers*, Klaas-Hinrich: Vertriebenen-Linguistik. Geschichte und Profil der germanistischen Forschung zu den sprachlichen Folgen der Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg. In: *Haßler*, Gerda (Hg.): Metasprachliche Reflexion und Diskontinuität. Wendepunkte – Krisenzeiten – Umbrüche. Münster 2015, 208-221.

men, integrationsfördernde Wirkung entfaltet habe, da für Partizipation und Aufstieg in der „entdifferenzierten Gesellschaft“ (S. 401, vgl. 426) der DDR Herkunftsfragen irrelevant gewesen seien.

König relativiert das zum Teil überaus positive Bild, das manche seiner Interviewpartner von ihrer Einbindung in die DDR-Gesellschaft zeichnen, immer wieder behutsam. Sein Interview mit einer 1919 geborenen Zeitzeugin (S. 340-342) bestätigt die Annahme, dass die beschriebenen Integrationserfolge typisch vor allem für die Angehörigen der um 1930 geborenen Aufbaugeneration waren, während bei älteren Flüchtlingen und Vertriebenen teilweise „von einer dauerhaft defizitären Integration“ (S. 403) ausgegangen werden muss. In der großen „Dankbarkeit für die Bildungs- und Berufschancen in der DDR“ (S. 404), die seine Gewährspersonen immer wieder artikulieren, sieht König zum Teil eine nachträgliche Überhöhung, die durch die Biografie- und Karrierebrüche motiviert ist, die der Systemwandel 1989 für viele DDR-Bürger mit sich brachte. Anzuführen wäre auch, dass in Königs Untersuchung schon von ihrer empirischen Anlage her nur solche „Umsiedler“ zu Wort kommen, die dauerhaft in der DDR geblieben sind und deshalb auch positive Integrationsbiografien erzählen. Auf den überproportional hohen Anteil von Flüchtlingen und Vertriebenen unter den „Republikflüchtigen“ weist der Verfasser selbst hin (S. 390). Mit König ist aber trotz derartiger Einschränkungen festzuhalten, dass jedenfalls die befragte Altersgruppe von Vertriebenen in der DDR-Gesellschaft durchaus förderliche Bedingungen für eine erfolgreiche neue Beheimatung vorfand. Unter den von den Gewährsleuten immer wieder genannten „integrationsfördernden Momenten“ (S. 394-407) – wie gesicherte Ernährung, Wohnung, Bildung, Arbeit und zum Teil institutionell geförderte Kontakte mit Gleichaltrigen – stechen „Bildung und Arbeit als Hauptbeschleunigungsfaktoren der Einbindung und Verschmelzung“ (S. 405) hervor. Die Kernbereiche der Integrationsfaktoren, die die Befragten in ihren biografischen Narrationen relevant machen, weisen „große Schnittmengen mit der Agenda der politischen Führung“ bei der Bewältigung der „Umsiedlerproblematik“ auf (S. 393f.). Die politische Agenda, so darf man folgern, hat aus der Sicht der Betroffenen in der Tat wichtige Rahmenbedingungen für eine erfolgreiche Integration gesetzt.

Königs Behauptung, dass sich trotz fehlender öffentlicher Vergemeinschaftung der Erinnerung an die Vertreibung in der DDR eine gleichsam private Tradierung der Erinnerung erhalten habe (S. 386), die nach 1989 „einen Platz im kollektiven Gedächtnis der ostdeutschen Gesellschaft“ (S. 426) erhalten habe, ist wohl skeptisch zu beurteilen. Beispielsweise widmen populäre landesgeschichtliche Darstellungen zu Mecklenburg-Vorpommern auch noch in den Jahren 2007 und 2008 den Vertriebenen (die überdies weiterhin als „Flüchtlinge“ bezeichnet werden) jeweils nur eine einzelne Seite bzw. einige wenige Sätze, obwohl Flüchtlinge und Vertriebene gerade in dieser Region nach dem Krieg zwischen 40 und regional sogar 60 Prozent der Wohnbevölkerung ausmachten.<sup>4</sup> Auch die individuelle Tradierung der Erin-

<sup>4</sup> Landeskundlich-historisches Lexikon Mecklenburg-Vorpommern. Hrsg. von der Geschichtswerkstatt Rostock e.V. und dem Landesheimatverband Mecklenburg-Vorpommern e.V. Rostock 2007, S. 176 f. – Karge, Wolf: Illustrierte Geschichte Mecklenburg-Vorpommerns. Rostock 2008, 359, 379.

nerung an Vertreibung und Immigration müsste für die alteingesessenen DDR-Bürger erst noch belegt werden. Tatsächlich könnte, jedenfalls in Personenkreisen, die keinen familiären Kontakt mit Vertriebenen hatten, das staatlich geförderte Vergessen der Vertreibung eine sehr weitgehende Amnesie bewirkt haben. An dieser Stelle wird überhaupt ein dringendes Desiderat für die weitere Forschung deutlich: Da Integration ja stets ein wechselseitiger Prozess zwischen Alteingesessenen und Zuwanderern ist (vgl. S. 394), wären Befragungen zur Vertriebenen-Thematik endlich auch unter den Alteingesessenen durchzuführen und so die Sicht und die Erinnerung der Dinge auch in der Vergleichsgruppe der Mehrheitsgesellschaft zu erfassen.

Königs Studie bringt einen interessanten Begriff auf, der zu präzisieren und vor allem methodologisch weiter zu entwickeln wäre. Er spricht bei manchen seiner Zeitzeugen von „Hyperintegration, einer überschießenden Identifikation“ (S. 84, vgl. 196, 204, 405) mit ihrem neuen Lebensumfeld. König findet Beispiele für eine derartige Hyperintegration vor allem im Bereich der Identifikation mit dem politisch-ideologischen System der DDR bei Vertriebenen, die in die Führungseliten der DDR aufgerückt sind. Der Begriff und die zugrundeliegenden Beobachtungen erinnern an das schon von der klassischen Soziolinguistik untersuchte „hyperkorrekte“ Sprachverhalten von aufstiegsorientierten sozialen Gruppen, die in ihrem Assimilationsstreben an den Sprachusus der gesellschaftlichen Prestigegruppe eben diesen Usus verfehlen, indem sie Merkmale des prestigeträchtigen Verhaltens übergeneralisieren.<sup>5</sup> Auch hier wäre die Gruppe der Alteingesessenen systematisch als Bezugsgröße einzubeziehen, gegenüber deren Verhalten eine Kategorie des „Zuviel“ ja überhaupt erst konturiert werden kann. Wie an dieser Stelle regt die gut fundierte und insgesamt schlüssig argumentierende Untersuchung Christian Königs immer wieder zu weiterführenden Forschungsfragen an, denen empirisch nachzugehen wäre – wenn es dafür nicht im Sinne des eingangs zitierten Befundes inzwischen schon zu spät ist.

Berlin

Klaas-Hinrich Ehlers

<sup>5</sup> Vgl. die Ergebnisse der 1966 in New York durchgeführten Studie von William Labov, dt. als *Labov, William: Die soziale Stratifikation des (r) in New Yorker Kaufhäusern*. In: *Dittmar, Norbert/Rieck, Bert-Olaf* (Hgg.): *Sprache im sozialen Kontext. Beschreibung und Erklärung struktureller und sozialer Bedeutung von Sprachvariation*. Bd. 1. Kronberg/Ts. 1976, 2-28.

*Scholz, Stephan: Vertriebenen Denkmäler. Topographie einer deutschen Erinnerungslandschaft.*

Ferdinand Schöningh, Paderborn 2015, 440 S., 83 Abb., ISBN 978-3-506-77264-0.

Mit seiner erinnerungskulturell ausgerichteten Arbeit, welche die leicht überarbeitete Fassung seiner Habilitationsschrift darstellt, liefert Stephan Scholz erstmals eine umfassende Gesamtschau auf die deutsche Vertriebenen Denkmälerlandschaft, die bislang vornehmlich punktuell im Rahmen lokal begrenzter Einzelstudien in den Blick genommen wurde. Dabei versteht Scholz die von ihm untersuchten Denkmäler nicht

ausschließlich als materialisierte Erinnerungen der Vertriebenen(verbände), sondern vielmehr als Bestandteile einer gesamtdeutschen Erinnerungskultur. Das Errichten eines Vertriebenen Denkmals ist nach Scholz immer als Ergebnis von Aushandlungsprozessen zwischen den Initiatoren und der Gesamtgesellschaft vor Ort zu verstehen. Folgerichtig bezieht der Autor auch öffentliche Debatten ebenso wie die in diesem Zusammenhang beteiligten Akteure und Aspekte der Performanz in seine Analyse ein. Erklärte Zielsetzung der gesamten Arbeit ist es zu zeigen, dass die vom Bund der Vertriebenen (BdV) seit dem Beginn der Diskussion um das „Zentrum gegen Vertreibungen“ mantraartig vorgebrachte Behauptung einer gesellschaftlichen Tabuisierung des Themas „Flucht und Vertreibung“ nicht zutrifft. Vielmehr sei die Zwangsmigration der Deutschen im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg durchgängig Teil des öffentlichen Diskurses in der Bundesrepublik gewesen. Zu diesem Ergebnis ist die Forschung mittlerweile bereits mehrfach in Bezug auf verschiedene Untersuchungsgegenstände gelangt. Scholz kann es mit seiner Arbeit nun auch auf der Ebene der Denkmäler eindrucksvoll bestätigen, indem er darlegt, dass es mittlerweile über 1500 bekannten Vertriebenen Denkmälern in Deutschland eine ausgedehnte dezentrale Vertreibungs-Erinnerungslandschaft gibt. Auch die als Argument für das „Zentrum gegen Vertreibungen“ erhobene Klage des BdV ob eines fehlenden Ortes, an welchem um die verlorene Heimat und die Toten der Vertreibung getrauert werden könne, kann Scholz auf diese Weise als haltlos zurückweisen.

Eines der wichtigsten Ergebnisse der Studie lautet, dass zumindest bei den bis 1990 errichteten Denkmälern sämtlich eine revisionistische Absicht zugrunde lag und diese meist auf eine Infragestellung der Oder-Neiße-Linie abzielten. An verschiedenen Punkten der Arbeit macht Scholz deutlich, wie stark die Wiedervereinigung und die damit einhergehende endgültige Anerkennung der Ostgrenze Deutschlands eine Zäsur in der Erinnerungspolitik der verbandlich organisierten Vertriebenen allgemein sowie deren Materialisierung in Denkmälern speziell markierten: Der BdV habe sein Hauptbetätigungsfeld von der Verfolgung heimatpolitischer Zielsetzungen hin zur stärkeren Erinnerungspflege und dem Bemühen, die Ereignisse der Zwangsmigration der Deutschen in einer von ihm gesteuerten Weise im kulturellen Gedächtnis der Bundesrepublik zu verankern, verschoben. Damit einhergegangen sei die Etablierung einer neuen Opferperspektive, die in Analogie zum Gedenken an die NS-Opfer gesellschaftlich implementiert worden sei, was sich auch in der Gestalt der Denkmäler deutlich niedergeschlagen habe. Diese hätten sich nach 1990 in Bezug auf Ikonografie und Inschrift merklich verändert, wie Scholz differenziert aufzeigt: So seien die Denkmäler bis zur Wiedervereinigung primär darauf ausgerichtet gewesen, den Schmerz der Vertriebenen über den (zunächst nur als vorübergehend angesehenen) Verlust der Heimat öffentlich zu demonstrieren und damit die Erinnerung an diese sowie den Rückkehrwillen aufrechtzuerhalten. Der dominierende Modus der Denkmäler sei in dieser Zeit der der Trauer und des Totengedenkens gewesen. Besonders verbreitet waren dementsprechend die Kreuzform sowie Gedenksteine, die sich bildlich und rhetorisch an Denkmälern der Zwischenkriegszeit orientierten, welche gegen den Frieden von Versailles gerichtet waren bzw. die Form von nach 1920 errichteten „Abstimmungsdenkmälern“ hatten.

Die zugehörige Inschrift kommemoriert daher zumeist die Heimat oder die Toten der Heimat, weniger das Ereignis der Zwangsmigration an und für sich. Der nach 1990 einsetzende Paradigmenwechsel habe dann zu einem Wandel der Formensprache geführt, die die Opferrolle der Vertriebenen auch bildlich stärker als zuvor betonte. In dieser Zeit griff man vermehrt auf Darstellungen von flüchtenden Frauen und Kindern zurück, welche sinnbildlich für die Gesamtheit der deutschen Vertriebenen stehen und deren Viktimisierung Vorschub leisten sollten, indem sie das Motiv der Unschuld transportierten. Ein kausaler Zusammenhang zwischen der Zwangsmigration der Deutschen und dem Zweiten Weltkrieg werde dabei, wie Scholz schreibt – nicht zuletzt durch die Ausblendung der Männer und damit der potenziellen Täter des Nationalsozialismus – in der Regel negiert.

Die Arbeit ist in sieben inhaltliche Großkapitel (plus Einleitung und Resümee) untergliedert. Die Kapitel III bis VIII sind dem Hauptuntersuchungsgegenstand gewidmet. Diesen sind in Kapitel II allgemeine Ausführungen zum Medium Denkmal und dessen erinnerungskulturellen Bedeutungs- und Funktionsebenen vorangestellt. In diesem Zusammenhang macht der Verfasser vier wesentliche Komplexe von Erinnerungsfunktionen aus, welche grundsätzlich jedem Denkmal zukämen oder zumindest potenziell zukommen könnten: Trauer und Verlustbewältigung, Anerkennung und Integration, politische Mobilisierung und historische Bewusstseinsbildung. Daran schließt sich in Kapitel III eine Bestandsaufnahme der deutschen Vertriebenen Denkmals-Landschaft an, in der Quantität und Qualität der vorhandenen Denkmäler in Bezug auf zeitliche und räumliche Verteilung, Standorte, Formen, Motive und Inschriften systematisch untersucht werden. Auch die beteiligten Akteure und die an den Denkmälern stattfindenden Handlungen werden hier einbezogen. Die wichtigste empirische Grundlage bildet für Scholz dabei die vom BdV zusammengestellte Dokumentation „Mahn- und Gedenkstätten der deutschen Heimatvertriebenen“ aus dem Jahr 2008, die der Autor um zahlreiche weitere, dort nicht erfasste Denkmäler ergänzen konnte. Die Kapitel IV bis VII sind jeweils einer der in Kapitel II definierten Erinnerungsfunktionen gewidmet, welche Scholz hier nun als Analysekatégorien auf die Vertriebenen Denkmäler anwendet. Darauf folgen in Kapitel VIII Ausführungen zum derzeit im Entstehen begriffenen „Zentrum gegen Vertreibungen“ in Berlin. Scholz verortet das mit einem gesamtnationalen Anspruch verbundene Projekt innerhalb der bislang ausschließlich auf lokaler Ebene verankerten Denkmallandschaft und legt dar, dass das „Zentrum gegen Vertreibungen“ gewissermaßen als deren krönender Abschluss gedacht sei, mit dem der BdV nicht nur die kulturelle Erinnerung an die Zwangsmigration der Deutschen gezielt zu steuern trachte, sondern mit dem er sich auch für die Zeit nach dem Verschwinden von Zeitzeugengeneration und Verbänden selbst ein Denkmal zu errichten beabsichtige. Die Arbeit schließt mit Überlegungen, wie künftig mit der flächendeckenden Topografie der Vertriebenen Denkmäler in erinnerungskultureller Hinsicht umgegangen werden könnte.

Die Studie, für die Scholz einen umfangreichen und in seiner Zusammensetzung sehr heterogenen Quellenbestand ausgewertet hat, wartet ebenso mit interessanten Detailerkennntnissen auf wie mit einer stringenten, durchweg nachvollziehbaren Argumentation. Als einziges kleineres Manko wäre die Behandlung der Vertriebe-

nenverbände und ihrer Funktionäre als Hauptakteure bei der Errichtung und späteren Nutzung der Denkmäler zu nennen. Diese bleiben nämlich trotz gegenteiligen Anspruches des Autors die ganze Arbeit hindurch vergleichsweise unbestimmt. Eine stärkere Fokussierung auf die Verbandsstrukturen sowie die innerhalb dieses institutionellen Rahmens handelnden Personen und ihre jeweiligen Motive wäre wünschenswert gewesen. So erscheinen die Vertriebenenverbände als ein weitgehend homogenes, in sämtlichen Belangen geschlossen agierendes Gebilde, dessen konkrete erinnerungspolitische Leitlinien in Bezug auf die Denkmäler aber für die Leserinnen und Leser weitgehend im Dunkeln bleiben. So wird etwa nicht geklärt, inwiefern der BdV auf Bundesverbandsebene bei der Durchsetzung und Ausführung auch der dezentralen Denkmäler beteiligt war. Da Scholz explizit die jährlich vom BdV herausgegebenen Empfehlungen zur Gestaltung des Tages der Heimat erwähnt, fragt man sich, ob in Analogie dazu etwa auch Leitfäden zur Denkmälergestaltung ausgegeben wurden.

Abgesehen von dieser einen, den wissenschaftlichen Wert der Arbeit kaum schmälern den Einschränkung lässt sich konstatieren, dass Stephan Scholz eine überzeugende, materialgesättigte Studie vorgelegt hat, die einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung der Erinnerungskultur nicht nur der Vertriebenen, sondern der gesamten Bundesrepublik leistet. Namentlich in Bezug auf den konkreten Untersuchungsgegenstand Denkmäler schließt sie eine Forschungslücke.

Würzburg

Stefanie Menke

*Greiter, Susanne: Flucht und Vertreibung im Familiengedächtnis. Geschichte und Narrativ.*

Herbert Utz Verlag, München 2014, zugleich Diss. München, Univ., 2013, 426 S., ISBN 978-3-8316-4292-2.

Vorweg gesagt: Das Buch lässt die Rezensentin ratlos zurück. Die Idee der hier zu besprechenden Studie, mit der Susanne Greiter 2013 an der Ludwig-Maximilians-Universität München promoviert wurde, war es, anhand der Analyse narrativer Interviews mit Angehörigen jeweils dreier Generationen einer Familie Erkenntnisse über „Flucht und Vertreibung im Familiengedächtnis“ zu gewinnen. Vor allem „die Gestaltung der Verknüpfung von Lebensgeschichte, Familiengeschichte und Gesellschaftsgeschichte der Nachgeborenen gehört zu den mit Spannung erwarteten Untersuchungsergebnissen“ (S. 88).

Zunächst war geplant, zehn heute im Raum Ingolstadt lebende Familien über drei Generationen zu befragen. Diese regionale Beschränkung leuchtet nicht ein, wären doch die geografische und die soziale Herkunft der Erzählenden für die Themen Krieg, Kriegsende, Flucht und Vertreibung bei weitem aussagekräftiger als der Wohn- und Lebensort nach 1945. Obwohl die Fixierung auf den Raum Ingolstadt dann auch die Zusammenstellung eines Samples in der geplanten Form unmöglich machte, wurde sie nicht aufgegeben. Befragt wurden schließlich 39 Personen aus 18 Familien. Nur in einem Fall standen drei Generationen einer Familie für ein Interview zur Verfügung. Es wurden 14 Interviews mit je zwei Generationen einer Familie geführt. Anders als ursprünglich geplant, befanden sich darunter nur drei

Geschwisterinterviews. Mit der Begründung, auch „Leerstellen“ (zu denen auch solche in der Generationenabfolge zählten) würden Interpretationsoptionen bieten, wurden drei Einzelinterviews in die Studie aufgenommen. Bei den befragten Mitgliedern der „Erlebnisgeneration“ handelte es sich vor allem um in den 1930er (acht) und frühen 1940er Jahren (vier) geborene Personen. Die Befragten der zweiten Generation wurden mehrheitlich in den 1960er Jahren geboren.

So unglücklich die Zusammenstellung des Samples erscheint – sie ist wohl der Pragmatik der kurzen Wege wegen gewählt worden, ohne das jedoch klar zu kommunizieren –, so unklar ist die Definition von zentralen Begriffen. Das bereits im Untertitel vorkommende „Narrativ“ etwa wird ziemlich willkürlich verwendet. Die Abgrenzung zu „Narration“ wird nicht klar. Teilweise erscheint „Narrativ“ als Synonym für „Erzählung“ oder „Erinnerungserzählung“, teilweise in seiner weiterreichenden Bedeutung als kulturgeschichtlicher Terminus, der den zielgerichteten Aspekt einer Narration mit einschließt. Wenn, wie Susanne Greiter bemerkt, in der Arbeit ein „erinnerungskritischer Ansatz“ verfolgt wird, wenn also nicht in erster Linie nach dem „Was“, sondern nach dem „Wie“ und „Warum“ gefragt werden sollte (S. 73), wäre diese zuletzt genannte Bedeutung die erwartete. Ähnlich beliebig scheint der Gebrauch der Begriffe „Paradigma“ und „Erinnerungsort“.

Gegliedert ist die Arbeit in elf Kapitel. Nach einer Einleitung widmen sich zwei Kapitel (II und III) den zugrundeliegenden Konzepten und der Methode und vier (IV-VII) der Interpretation der lebensgeschichtlichen Erzählungen („Das Ich und die Geschichte“, „Loyalität und Generation“, „Perspektivwechsel: Die anderen Opfer“, „Migration – Integration“). Nach einem letzten Beispiel und einem kurzen Schlusskapitel beschließen ein Biografischer Anhang (X) und ein Literatur- und Quellenverzeichnis (XI) den Band.

Das Einstiegskapitel, von dem man eine Hinführung zum Thema erwartete, verirrt mehr, als es Grundlinien der späteren Arbeit verdeutlicht. Unter dem Titel „Herausforderungen eines Interviews: Fremde Erinnerungen und die Faszination des Bösen“ wird das Gespräch mit einer in Trautenau (Trutnov) im Riesengebirge geborenen, 1945 aus dem niederösterreichischen Bad Aussee ausgewiesenen Befragten analysiert. Ohne die nötige historische Einbettung – über den Reichsgau Oberdonau und die dortige Situation bei Kriegsende erfährt man nichts – verfehlt die Analyse dieses „wahrscheinlich ungewöhnlichsten Interviews“ (S. 3) des Samples ihren Zweck als Einstiegsbeispiel, zumal in den besprochenen Textpassagen mit keinem Wort über „Flucht und Vertreibung“ gesprochen wird.

Zwei Probleme, die sich durch die ganze Arbeit ziehen, werden hier bereits deutlich. Zum einen hat es den Anschein, als würden – allen theoretischen Vorbemerkungen zum Trotz – die erzählten Lebensgeschichten bisweilen nicht als erzählte „Wahrheit“ (aus Sicht der Befragten) angenommen. Denn obwohl Susanne Greiter sehr wohl über „Identitätskonstruktionen“ nachdenkt, wird die (positiv hervorzuhebende, häufig sehr genaue und sensible) Analyse der Texte zum Teil so vermittelt, als sei es Ziel der Autorin, „Deckerzählungen“ (S. 21) zu entlarven und Taktiken aufzudecken, die Gesprächspartner also gewissermaßen der „Lüge“ zu überführen. Zum anderen: Die Autorin bringt sich zu sehr persönlich in die Gespräche ein, nicht nur, wenn sie etwa während eines Interviews die Geschichte ihres eigenen vertriebe-

nen Großvaters beisteuert (S. 295-296) und zusammen mit der Interviewten „die Idee der Interpretation des Verhaltens“ von deren Eltern „produziert“ (S. 295).

Konstruktionen wie „Deutsche aus dem Osten“ (S. 262, 345) oder „Ostdeutsche“ (S. 77), „die ‚Neuen‘ aus dem Osten“ (S. 349), „böhmische Neubürger“ (S. 349) als Umschreibungen des freilich auch zu diskutierenden Begriffes „Heimatvertriebene“ und Verallgemeinerungen wie das Reden vom „abgrenzenden, konservativen Diskurs[es] der organisierten Vertriebenen“ (S. 273) verwundern und ärgern. Sachliche Fehler (die Tschechoslowakei wurde nicht 1919 (S. 203), sondern 1918 gegründet, es gibt kein „jüdisches Taufbecken“ (S. 275) etc.), Rechtschreibfehler, verschachtelte Sätze und schiefe Metaphern machen das Fehlen eines gründlichen, kritischen Lektorats deutlich. Warum tschechisch häufig in der Form *čechisch* und entsprechend *Tscheche* in der Form *Čeche* geschrieben wird, ist nicht nachvollziehbar.

Am lesenswertesten sind Susanne Greiters Bemerkungen zur innerfamilialen Tradierung. Darauf hätte sie sich – nicht zuletzt des Themas ihrer Arbeit wegen – konzentrieren sollen. Was etwa über Loyalitätsbindungen und deren eventuelle Brüche gesagt wird, ist interessant und innovativ.

Wenn die Autorin allerdings in ihrem Schlusskapitel feststellt, man könne im Sinne des qualitativen Paradigmas, dem die Arbeit folge, „keine verallgemeinerbare [sic] Schlussfolgerungen noch das Fazit einer ‚großen These‘“ vorlegen (S. 357), widerspricht das Vielem des vorher Gesagten und ist deshalb unverständlich.

Freiburg

Elisabeth Fendl

*Čornejová, Alžběta: Dovolená s poukazem. Odborové rekreace v Československu 1948-1968 [Urlaub auf Bezugsschein. Das gewerkschaftliche Erholungswesen in der Tschechoslowakei 1948-1968].*

Academia, Praha 2014, 252 S. (Edice šťastné zítřky 13), ISBN 978-80-200-2363-6.

„Urlaub auf Bezugsschein“ nennt die Prager Historikerin Alžběta Čornejová ihr Buch über das gewerkschaftlich organisierte Urlaubswesen in den ersten beiden Jahrzehnten der sozialistischen Tschechoslowakei. Der tschechische Originaltitel ist angelehnt an die Filmkomödie „Dovolená s Andělem“ (Urlaub mit Anděl) von 1952, die den grantigen Fahrkartenkontrolleur Gustav Anděl bei seinen Abenteuern auf einer von der Einheitsgewerkschaft ROH (Revoluční odborové hnutí) organisierten Ferienfahrt begleitet. Bis heute ist der Film in Tschechien bekannt und beliebt als nostalgische Reminiszenz an eine untergegangene Gesellschaftsordnung. Das zentral organisierte Ferienwesen, das Sozialmaßnahme und Indoktrinierung miteinander verband und Jahr für Jahr hunderttausende Werk tätige auf Gruppenfahrten schickte, ist das Thema der Arbeit. Damit schließt die Autorin an das wachsende Interesse am Alltagsleben und der Freizeitgestaltung in der Tschechoslowakei nach 1948 an und kann eine Forschungslücke zu einem wichtigen Thema füllen, das für andere Staaten des Ostblocks bereits teilweise bearbeitet ist. Die auf einer an der Karls-Universität entstandenen Diplomarbeit basierende Studie zeichnet ein facettenreiches Bild der gewerkschaftlich organisierten Erholung, das von der Auswahl der teilnehmenden Arbeiterinnen und Arbeiter über Pionierlager für Jugendliche bis hin zur medialen Bearbeitung im Film reicht.

Čornejová gliedert ihre Arbeit in elf Teile. Nach einer sehr knapp gehaltenen Einleitung stellt sie zunächst die Frage nach den Quellen, auf deren Basis die Geschichte der gewerkschaftlichen Erholung in der Tschechoslowakei geschrieben werden kann. Der Studie liegt für eine Abschlussarbeit außergewöhnlich vielfältiges und umfangreiches Material zugrunde. Herangezogen wurden vor allem die Bestände des Prager Gewerkschaftsarchivs (in dem die Autorin tätig ist), dazu einige andere Archive in Tschechien und der Slowakei sowie zeitgenössisches offizielles Schriftgut. Ergänzt wird diese Auswahl durch Memoiren, Belletristik sowie Spielfilme.

Das zweite Kapitel gibt einen kurzen Überblick über das Konzept „Freizeit“ im Wandel der Zeit und bespricht verschiedene Möglichkeiten der Freizeitgestaltung in der Nachkriegs-tschechoslowakei. Hier charakterisiert die Autorin das gewerkschaftlich organisierte Erholungswesen als Antwort auf die langsam sinkende durchschnittliche Wochenarbeitszeit, wobei die dadurch freiwerdende Zeit nicht so sehr der individuellen Entfaltung, sondern der Arbeit am und für das Kollektiv gewidmet werden sollte.

Nach dieser begriffshistorischen Grundlegung folgt ein doppelter Exkurs zu den staatlich organisierten Massenerholungsprogrammen im „Dritten Reich“. Zunächst fällt der Blick auf „Kraft durch Freude“, dann auf das zentralisierte Erholungswesen im Protektorat Böhmen und Mähren. Dadurch werden die starken Ähnlichkeiten zwischen dem Nationalsozialismus und der sowjetischen Einflussphäre in diesem gesellschaftlichen Bereich deutlich, was Befunde vor allem aus dem Diktaturenvergleich zwischen dem Nationalsozialismus und der DDR bestätigt. Hingegen erhält der gewerkschaftliche Erholungssektor in der Sowjetunion nur geringe Aufmerksamkeit. Die am Rande erwähnte These, dass sich der Aufbau des Ferienwesens nach Kriegsende nicht explizit an der Sowjetunion orientiert habe (S. 65), hätte eine weitere Ausführung verdient. Nicht zuletzt ließe sich damit die auch im Titel aufgeführte Zäsur von 1948 hinterfragen.

Trotz der herausgearbeiteten Kontinuitäten zu der Zeit vor und nach Kriegsende konstatiert die Autorin aber nach der Machtübernahme durch die KSČ einen qualitativen und quantitativen Wandel hin zu Zentralisierung und Massenbewegung. Die folgenden sechs Kapitel sind dann verschiedenen Aspekten des Erholungswesens in den 1950er und 1960er Jahren gewidmet: den stark subventionierten Ferienplätzen für Best- und Schwerstarbeiter/innen, dem Betriebsferienwesen am Beispiel der vormaligen Škoda-Werke und der Pilsner Urquell-Brauerei in Plzeň, der Tatra, wo sich sehr viele Arbeiterferienheime befanden, Auslandsreisen von Bürgerinnen und Bürgern der Tschechoslowakei bzw. Besuchen ausländischer Feriengäste in der Tschechoslowakei, der Programmgestaltung und dem Alltag in den Ferienheimen sowie schließlich den vom ROH organisierten Pionierlagern für Kinder und Jugendliche. In diesen Abschnitten zeichnet die Autorin detailliert den Wandel nach, den das offizielle Erholungswesen innerhalb von 20 Jahren durchlief. Von einem Instrument der Massenagitation, das durch die Auswahl der Teilnehmenden nach strengen Kriterien und eine durchgeplante Tagesgestaltung an den Ferienorten gekennzeichnet war, entwickelte es sich zu einer praktischen und billigen Möglichkeit, den Urlaub ohne eigenen organisatorischen Aufwand an beliebten Orten zu verbringen. Für ihren Untersuchungszeitraum konstatiert Čornejová eine allmähliche Entideologisierung

des Ferienwesens, näher hin zur Urlaubsgestaltung als Teil einer sich langsam ausbreitenden Konsumkultur.

Dieser Punkt bildet das Hauptargument der Arbeit. Bevor sie ihn in einem kurzen Fazit darlegt, wirft die Autorin im letzten Kapitel noch eine komplementäre Perspektive auf ihren Gegenstand. Anhand von drei Filmkomödien wie dem bereits erwähnten „Anděl“ geht sie auf die populäre Darstellung der Gewerkschaftsferien ein. Auch für diesen Bereich betont sie, dass sich in den zwei Jahrzehnten nach 1948 die ideologische Komponente abgeschwächt und einer weltanschaulich weitgehend neutralen, heiteren Darstellung Platz gemacht habe.

Die Monografie leistet eine detaillierte Rekonstruktion des gewerkschaftlich organisierten Ferienwesens und seiner Verarbeitung in der Populärkultur. Dabei begnügt sie sich nicht mit dem im Titel angegebenen Untersuchungszeitraum zwischen den politischen Zäsuren von 1948 und 1968. Insbesondere das Zurückgreifen bis in die 1930er Jahre verdeutlicht wichtige Kontinuitäten. Hervorzuheben ist ebenfalls, dass die Autorin den tschechoslowakischen Kontext ihrer Untersuchung ernst nimmt und neben dem speziell der Slowakei gewidmeten Kapitel auch an anderen Stellen auf Ferienorte in unterschiedlichen Regionen der Republik eingeht. Die sehr übersichtlich gegliederte Studie bietet eine Fülle an Informationen und Details, an die künftige Forschungen anknüpfen können. In weitergehenden Arbeiten ließe sich der von Čornejová herausgearbeitete Trend noch stärker differenzieren. Insbesondere ihre These der allmählichen Entideologisierung könnte als Ausgangspunkt für eine vertiefte Beschäftigung mit dem Thema dienen. So sollte man etwa danach fragen, inwiefern nicht auch ein Wandel der herrschenden Ideologie festzustellen ist oder wie sich die Sinngebungen der Urlauberinnen und Urlauber und die Deutungsangebote der Ferienanbieter zu unterschiedlichen Zeitpunkten unterschieden oder ergänzten. Für solche Fragen bietet die vorliegende Studie eine vorzügliche Basis.

Basel

Bianca Hoenig

*Behrends, Jan C./Lindenberger, Thomas (Hgg.): Underground Publishing and the Public Sphere. Transnational Perspectives.*

LIT Verlag, Wien 2014, 360 S. (Wiener Studien zur Zeitgeschichte 6), ISBN 978-3-643-90561-1.

Der vorliegende Sammelband basiert auf Beiträgen der gleichnamigen Tagung, die 2006 in Potsdam stattfand.<sup>1</sup> Die Herausgeber holen sowohl in zeitlicher als auch in räumlicher Dimension weit aus, um das Phänomen des Publizierens im Untergrund im 20. Jahrhundert zu konzeptualisieren. Ihr Anspruch ist es, aus einer historischen Perspektive die gesamte Bandbreite der „culture of underground publishing“ zu erfassen: das Schreiben, Reproduzieren, Verbreiten, Unterdrücken sowie das Lesen des inoffiziellen Materials (S. 18). Konzeptionell orientieren sie sich dabei an den seit den 1970er Jahren betriebenen kulturgeschichtlichen Studien Robert Darntons und

<sup>1</sup> Ein Tagungsbericht steht online: *Underground Publishing and the Public Sphere: Comparative and Transnational Perspectives*. 27.07.2006-29.07.2006, Berlin. In: H-Soz-Kult 12.11.2006, URL: <http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-1359> (letzter Zugriff 01.06.2016).

Roger Chartiers über den literarischen Untergrund im Ancien Régime in Frankreich (S.19). Sie versuchen, nicht nur die kulturellen Praktiken des Samizdat in eine Genealogie der Buchkultur einzubetten, sondern auch zeitgleiche Entwicklungen innerhalb und außerhalb Osteuropas im 20. Jahrhundert in den Blick zu nehmen.

Die Einleitung beginnt mit einem Exkurs zur Zensurpraxis im 18. und 19. Jahrhundert in Frankreich und im russischen Zarenreich. Behrends und Lindenberger beziehen sich hier auf die Überlegungen des russischen Historikers und Politikers Pavel Miljukov. Russlands autoritärer Weg in die Moderne sei, so Miljukov in Anlehnung an Alexis de Tocqueville, insbesondere im Zeitalter der Massenmedien geprägt gewesen von dem Dilemma, dass die Zensur Stützpfiler des Regimes und eine Ursache für dessen Schwäche zugleich gewesen sei. Indem sie Minderheitenmeinungen nur noch weiter verbreitet habe, sei sie mit politischer Radikalisierung Hand in Hand gegangen. Noch keinem autoritären Regime sei es gelungen, seine Gesellschaft von unliebsamen Einflüssen abzuschirmen.

Wie schon in den autoritären Regimen des 18. bzw. 19. Jahrhunderts diene die Kontrolle des öffentlichen Diskurses auch in den modernen Diktaturen des 20. Jahrhunderts zur Stabilisierung von Macht, allerdings, so die Herausgeber, mit einem wesentlichen Unterschied zu den diktatorischen Regimen in Europa nach 1917: „The mere restricting, negative mode of control was replaced by a guided – yet authoritarian – approach that included mobilization in the public sphere“ (S. 5). Dies habe zu dem bekannten Paradoxon in modernen Diktaturen geführt, in denen gleichzeitig Kontrolle und Mobilisierung der Bevölkerung stattfand. Mit dem Verweis auf die Sowjetunion, das faschistische Italien und das nationalsozialistische Deutschland, in denen die öffentliche Sphäre den Charakter einer inszenierten Leistungsschau annahm, von der alle oppositionellen Stimmen ausgeschlossen wurden, verknüpfen die Herausgeber einen politologischen mit einem kulturologischen Interpretationsstrang. Sie reflektieren sowohl die Unterdrückung alternativer Politikkonzepte durch die Kontrolle aller Bereiche kultureller Produktion in der Form von Zensur und Verboten in Diktaturen als auch die Entstehung von Untergrund-Publikationen in den posttotalitären sozialistischen Regimen nach 1956. In den illegal hergestellten Schriften, die auch in die westlichen Länder geschmuggelt wurden, finden sich politische Artikel wie auch kulturelle Beiträge. Oft bündeln sich in den Texten einzelner Samizdat-Autoren beide Argumentationsstränge. Solche Hinweise fehlen in der Einführung, in der zwar einzelne Fälle verfolgter Schriftsteller wie Pasternak, Havel oder Solženicyn benannt werden, aber kaum eine Auseinandersetzung mit verschiedenen Formen von Underground Publishing und dessen Auswirkung auf die Public Sphere in westlichen Demokratien und in den posttotalitären Regimen stattfindet. Diesen für den Sammelband wichtigen Aspekt der transnationalen Perspektive thematisieren Behrends und Lindenberger nur sporadisch, indem sie auf dessen Einlösung lediglich in einzelnen Beiträgen verweisen.

Die Umsetzung gelingt am ehesten in den Beiträgen des ersten von insgesamt vier thematischen Blöcken des Sammelbands. Unter der Überschrift „Peripheries of the Russian Empire“ setzen sich die Autoren mit den Zensurpraktiken und ihrer Auswirkung auf die Herausbildung einer unabhängigen Öffentlichkeit vom ausgehenden 18. bis zum beginnenden 20. Jahrhundert an den Rändern des Zarenreiches

auseinander. So arbeitet Malte Rolf überzeugend die formative Kraft der zaristischen Zensur nicht nur auf die Entstehung einer polnischen Gegenöffentlichkeit im besetzten Königreich Polen heraus, sondern auch auf die sich zunehmend radikalisierten nationalistischen Diskurse innerhalb der russischen Öffentlichkeit in Warschau. Arvydas Pačevicius und Aušra Navickiene zeigen hingegen auf, wie die litauische Kultur zwischen 1795 und 1905 von der Lage des Landes an der russisch-preußischen Grenze profitierte. Die illegale Einfuhr von Büchern aus dem preußischen Teil Litauens diente als Ersatz für die Entwicklungen, die im Russischen Imperium abgebrochen wurden. Die Beiträge des ersten Teils stärken die These, dass die Zensur in ihrem Bemühen versagte, die polnische und litauische Öffentlichkeit völlig zu kontrollieren. Deutlich wird vielmehr, wie die Zensur diese Kulturen an der Peripherie der beiden Imperien auf spezifische Weise prägte.

Einen überzeugenden Einstieg in den zweiten Themenblock „Samizdat in the Soviet Union“ leistet Dietrich Beyrau. Er bedient sich vor allem politologischer Interpretationsmodelle, um nachzuweisen, dass die öffentliche Sphäre in der Sowjetunion das primäre Ziel hatte, die Bürger zu kontrollieren und sie zu Loyalitätsbekundungen zu zwingen. Unter diesen Bedingungen entstand in der Sowjetunion der Samizdat, der zunächst der inoffiziellen Verbreitung von literarischen Texten diente und später zum wichtigsten Kommunikationsmedium des politischen Dissens wurde. Aindre Möldre konzentriert sich in ihrer Studie zu Estland eher auf die Fragen von Produktion und Distribution von politischer Untergrundliteratur. Sie setzt 1946 mit der Partisanenbewegung („Waldbrüder“) an und untersucht die Etappen oppositioneller Aktivitäten über die Tauwetterperiode bis in die Zeit der Perestrojka. Einem Spezifikum des sowjetischen Dissens widmet sich Julie Draskoczy. Sie analysiert antisemitische Samizdat-Literatur, in der sich der bereits existierende Antisemitismus der Brežnev-Ära widerspiegelte. Beide Fallstudien lesen sich unter Verweis auf Beyraus Überblicksdarstellung wie flankierende Tiefensonden, die seine These von sich ausdifferenzierenden und zugleich intransparenter werdenden Öffentlichkeiten unterstreichen.

Mit Zentraleuropa befasst sich der dritte Themenblock. Für den polnischen „Zweiten Umlauf“ der 1980er Jahre untersucht Anna Niedzwiedz die Verschränkung von polnisch nationalen Diskursen mit religiösen Symboliken in der Untergrundkunst und Poesie der 1980er Jahre. Hervorzuheben ist der in der Samizdatforschung bislang seltene anthropologische Ansatz. Religiöse Andachtsbilder interpretiert die Autorin im Kontext ihrer politischen Verwendung als „folklore of contestation“ bzw. „political folklore“. Dieser schier unüberschaubaren Fülle an Quellen in Polen steht ein eklatanter Mangel im Fall des rumänischen Dissens gegenüber. So konstatiert Stefana Lamasanu, dass selbst 25 Jahre nach dem Ende des Ceaușescu-Regimes bis auf zwei ungarischsprachige Zeitschriften aus den frühen 1980er Jahren kaum publizierte Zeugnisse einer dissidentischen Sphäre vorhanden waren. Es wäre jedoch ein Kurzschluss, daraus abzuleiten, dass es keinen rumänischen Samizdat gegeben hätte. Diskussionswürdig ist die These der Autorin, dass andere Medien wie Manuskripte, Tagebücher oder offene Briefe, verbreitet über transnationale Netzwerke, vor allem über ausländische Radiosender, von einer „oral form“ des Samizdat im Sinne einer „pre-Gutenberg‘ expression of dissidence“

(S. 213) zeugten. Neben den beiden Länderstudien sticht die vergleichend angelegte Untersuchung von Christian Domnitz über den Europa-Diskurs in Polen und in der Tschechoslowakei in den 1980er Jahren hervor. Seine Hauptthese ist, dass in den sozialistischen Ländern die Verbreitung eines unabhängigen Europa-Narrativs zwar in fragmentierten Kommunikationsräumen begann, diese aber auf signifikante Weise schon vor 1989 zu einer Dynamisierung der offiziellen Diskurse über die „Rückkehr nach Europa“ geführt habe (S. 238).

Den Abschluss des Sammelbands bildet das Kapitel „Transnational and Global Perspectives“, in dem die Herausgeber zum eingangs formulierten Anspruch einer transnationalen und globalen Perspektivierung des Themas zurückkehren. Den Anfang macht die gemeinsame Studie von Jessie Labov und Friederike Kind-Kovács zu grenzüberschreitenden Schmuggel- und Publikationspraktiken in einem historischen Vergleich von Ancien Régime in Frankreich und Kaltem Krieg in Osteuropa. Die Autorinnen richten den Fokus auf die transnationalen Wirkungen von Zensur. Bücherschmuggel und Publikationen in ausländischen oder Exilverlagen sind für derartige Ausweichstrategien und Wanderungsbewegungen von Texten Beispiele par excellence. Besonders anregend ist ihre These, dass die sich herausbildenden Netzwerke und Kanäle dazu beitragen, eine „partizipatorische Öffentlichkeit“ (S. 282) über den „Eisernen Vorhang“ hinweg zu konstituieren. Den bislang in den Beiträgen ausschließlich auf den europäischen Kontinent gerichteten Blick lenkt Lorenz Bichler in seiner Untersuchung auf Aspekte des Publizierens im Untergrund in China, während Ricardo und Liliana Feierstein anhand der von der jüdischen Gemeinde in Buenos Aires herausgegebenen Zeitschrift „Nueva Presencia“ einen Einblick in die widerständigen Praktiken zur Zeit der Militärdiktatur in Argentinien geben. Sowohl der Blick nach China auf die wechselnden Strategien von Geheimhaltung und relativer Öffnung, die bis heute für die chinesische Informationspolitik bestimmend sind, als auch der Rückblick auf die repressive Situation in Südamerika unterstreichen die Ausgangsthese der Herausgeber, dass Underground Publishing nicht nur ein europäisches und historisches, sondern ein weltweites und bis heute aktuelles Phänomen darstellt.

Insgesamt betrachtet, liefert der Sammelband mit seinen Länderstudien weitere wichtige Beiträge zu einer Geschichte des Underground Publishing, in der die transnationale Perspektive jedoch noch vertiefter Überlegungen bedarf.

Regensburg

Heidrun Hamersky

*Mervart, Jan: Kultura v karanténě. Umělecké svazy a jejich konsolidace za rané normalizace [Kultur in Quarantäne. Kunstvereine und ihre Konsolidierung in der frühen Normalisierungszeit].*

Nakladatelství Lidové noviny, Praha 2015, 175 S., ISBN 978-80-7422-303-7.

Vor sechs Jahren legte Jan Mervart unter dem Titel „Hoffnungen und Illusionen“ eine bemerkenswerte Arbeit über die tschechischen und slowakischen Literaten in der Reformbewegung der 1960er Jahre vor.<sup>1</sup> Hier befasste er sich mit dem kompli-

<sup>1</sup> *Mervart, Jan: Naděje a iluze. Čestí a slovenští spisovatelé v reformním hnutí 60. let [Hoff-*

zierten Verhältnis der Schriftsteller zur kommunistischen Macht und der Kulturpolitik der Jahre von 1963 bis 1968. Das Buch „Kultur in Quarantäne“ knüpft chronologisch daran an und weist auch in der Arbeitsweise des Autors eine deutliche Parallele auf: Mervart zieht ein Maximum an Quellen heran, größtenteils sind diese institutioneller Provenienz. Bei seinem Erstlingswerk hatte ihm das die Kritik eingebracht, sich zu stark auf Archivquellen verlassen und der Textanalyse im Sinne der „Sprache der Quellen“ zu wenig Raum gegeben zu haben. Auch der aktuelle Titel beeindruckt durch die Fülle an relevanten Quellen, und erneut drängt sich die Frage auf, wie sinnvoll es ist, immer weitere Dokumente anzuhäufen, wenn diese die Interpretation nicht voranbringen und den Text überladen und schwerer lesbar machen.

„Kultur in Quarantäne“ ist breiter angelegt als die Studie über die Schriftsteller und den Reformsozialismus und wagt sich auf ein weniger dicht erforschtes Terrain vor. Die Tatsache, dass die – um es mit dem Historiker Michal Kopeček zu sagen – intellektuellen Insider in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre eine bedeutende Rolle für die politische Entwicklung gespielt haben, ist allgemein bekannt und hat schon in der Vergangenheit viel Aufmerksamkeit erfahren. Bereits 1969 schilderte der Journalist und Publizist Dušan Hamšík die dramatische Situation rund um den vierten Kongress des Schriftstellerverbandes 1967 in einer fesselnden Reportage,<sup>2</sup> in der er, der selbst Akteur der beschriebenen Ereignisse war, zu dem Mythos beitrug, die Schriftsteller seien die Hauptträger der Opposition gegen die Politik der KSČ gewesen. Diese Legende, das ist für die nachfolgende Zeit wichtig, wurde allerdings auch von den ideologischen Gegnern mitkonstruiert und gepflegt, denen dieses Argument nach 1969 zur Begründung der Repression gegen Teile der Schriftstellergemeinde diente. In der Folge wurde der Schriftstellerkongress von 1967 lange tabuisiert, erst nach 1990 kam ihm die verdiente Aufmerksamkeit wieder zu, wozu auch Historiker und Literaturwissenschaftler wie Michal Bauer, Kateřina Bláhová Piorecká, Zdeněk Doskočil, Karel Kaplan, Jakub Končelík oder Dušan Tomášek beitrugen.

Mervart knüpft nun dort an, wo diese Arbeiten enden: bei der „Normalisierung“ der Künstlerverbände und namentlich des Schriftstellerverbandes nach dem Machtantritt Gustáv Husáks als Generalsekretär des ZK der KSČ im April 1969. Auf dem Weg zum Prager Frühling hatten die verschiedenen Künstlerverbände eine Schlüsselrolle gespielt. Gegründet Ende der 1940er Jahre nach sowjetischem Vorbild und als „Transmissionsriemen“ des Regimes gedacht, entzogen sie sich im Laufe der Zeit dem Einfluss der Staatsorgane und begannen ihr eigenes Leben zu führen. Zur Emanzipation der Künstlerverbände und zu ihrer relativen Autonomie trug die Möglichkeit bei, eigene Zeitschriften herauszugeben, Fonds zur Unterstützung ihrer Mitglieder einzurichten und eigene Verlage zu betreiben, die sich eine gewisse Unabhängigkeit von der Partei bewahren konnten. Gerade in den Künstlerverbän-

---

nungen und Illusionen. Tschechische und slowakische Schriftsteller in der Reformbewegung der 1960er Jahre]. Brno 2010. Vgl. die Rezension von Ines Koeltzsch in: *Bohemia* 52 (2012) H. 2, 381-386.

<sup>2</sup> *Hamšík, Dušan: Spisovatelé a moc [Die Schriftsteller und die Macht]. Praha 1969.*

den erhoben sich in den 1960er Jahren Stimmen, die die poststalinistischen kulturpolitischen Dogmen hinterfragten und die Normen des sozialistischen Realismus zurückwiesen. Dabei verlagerte sich der Schwerpunkt der Kritik allmählich von der ästhetischen Ebene auf die politische. Obwohl es unzutreffend wäre zu behaupten, alle Künstlerverbände seien vor 1968 einheitlich für den Reformsozialismus eingetreten, gilt doch, dass sie praktisch alle in Konflikt mit der ideologischen Abteilung des ZK der KSČ gerieten.

Jan Mervart hat seine Studie in drei nicht chronologische Teile untergliedert. Im ersten Teil beschäftigt er sich mit den Veränderungen in der Kulturpolitik, zunächst nach dem 20. Parteitag der KPdSU 1956, dann in den Monaten von Januar bis August 1968 und schließlich nach der Okkupation im August 1968. Im zweiten Teil analysiert er dann unter Berücksichtigung der Materialien des ZK der KSČ detailliert die Anfänge der sogenannten Konsolidierung der Künstlerverbände nach dem 21. August 1968, wobei er auch auf die wichtigsten Parteidokumente hinweist, die die weiteren konkreten Schritte gegen die einzelnen Verbände absteckten. Mervart zeigt hier unter anderem überzeugend, dass das Hauptziel des Normalisierungsregimes nicht allein darin bestand, die mit der Reform sympathisierenden Verbandsfunktionäre aus der Führung zu entfernen, sondern Hand in Hand damit die ökonomische Unabhängigkeit der Künstlerverbände einzuschränken. Bis dahin hatten diese nicht unerhebliche finanzielle Mittel zur Verfügung gehabt, die ihnen künstlerische wie personalpolitische Gestaltungsräume eröffneten. Diese materiellen Ressourcen wurden ihnen nun Schritt für Schritt genommen.

Das dritte und abschließende Kapitel geht diesem Prozess anhand konkreter Beispiele aus den verschiedenen Künstlerverbänden nach. In diesem stärksten Teil des Buches kann Mervart überzeugend nachweisen, dass der Verband der tschechoslowakischen Schriftsteller niemals offen in Opposition zur kommunistischen Macht ging. Vielmehr wurde er – wie andere Künstlerverbände auch – nach dem April 1969 nicht einseitig „von oben“ normalisiert, sondern auch unter Mitwirkung der Organisation selbst und sogar ehemaliger Akteure des Reformprozesses.

Den inneren Entwicklungsprozess der Künstlerverbände seit Mitte der 1950er Jahre beschreibt Mervart mithilfe von Antonio Gramscis Konsens-Begriff, wobei er zeigt, dass sich die Künstler- und Kulturverbände zwar innerlich von der Partei emanzipierten, doch zu keinem Zeitpunkt offen gegen die Staatsmacht auftraten. Sie waren stets darum bemüht, an der Macht zu partizipieren bzw. die Parteipolitik „lediglich“ zu reformieren. Auch wenn Vertreter der Kulturverbände in den 1960er Jahren subversive Gedanken entwickelten, ging es ihnen doch immer darum, zu einem beidseitig respektierten Konsens mit der Staats- und Parteiführung zu gelangen. Den Zenit ihrer gesellschaftlichen und politischen Bedeutung erreichten die Verbände 1968, als sie für kurze Zeit an der Spitzenpolitik mitwirkten. Es ist daher wenig überraschend, dass ihre Repräsentanten nach der Okkupation und dem Machtantritt Gustáv Husáks versuchten, zu einem neuen Konsens zu gelangen und einen gewissen Einfluss zu behalten, sei es auch auf weniger wichtigen Posten. Um dies zu erreichen, durchliefen die Kulturorganisationen gewissermaßen einen Selbstreinigungsprozess, Mervart spricht von „selbstregulativen Bemühungen“ (*sebeusměrňující snahy*), die darauf zielten, zuvor errungene Vergünstigungen zu retten, und sieht

hier den wesentlichen Grund für die schnelle und effektive „Normalisierung“ dieser Organisationen. Die Vertreter der Künstlerverbände hätten darauf verzichtet, alternative Visionen zu entwickeln und die Pazifizierungsstrategie der neuen kommunistischen Führung, etwas vereinfacht gesagt, schlichtweg unterschätzt. Zudem seien die einzelnen Verbände von ihrer Einzigartigkeit überzeugt gewesen, was sich in einem gewissen Verbandsdünkel ausgedrückt habe, weshalb sie sich auf ihre eigenen Interessen konzentriert und einst beschworene Solidarität unter den Verbänden vergessen hätten.

Mervarts Analyse der schrittweise vollzogenen „Normalisierung“ der Künstlerverbände ist so aufschlussreich wie argumentativ gelungen. Gerade im dritten Teil des Buches tritt die Interpretation deutlich vor die Darstellung des umfangreichen Archivmaterials. Mit der Untersuchung der Jahre ab 1969 wurde bislang wenig erforschetes Terrain betreten. So bleiben für die Forschung noch viele Themen offen, unter anderem die Entwicklung der Künstlerverbände während der 1970er und 1980er Jahre. Hierzu hat Mervarts Arbeit, an der Historiker und Literaturwissenschaftler künftig nicht vorbeikommen werden, wichtige Grundlagen gelegt.

Prag

Eduard Burget

*Engel, Ulf/Hadler, Frank/Middell, Matthias (eds.): 1989 in a Global Perspective.*

Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2015, 462 S. (Global History and International Studies 11), ISBN 978-3-86583-437-9.

This is an immensely important contribution to our understanding of events in the world in 1989. What makes this book so attractive to specialists and generalists alike is that above and beyond chapters on 1989 in Europe, the book includes much welcome analysis of Australia, China, Columbia, the former USSR, El Salvador, India, the Korean Peninsula and South Africa. The authors are right to pursue the global aspects especially since, as they note, in 1989 the “superpowers of the Cold War lost control over world affairs”. 1989 gave us upheaval, regime change, success and failure. The authors in this volume assess the individual cases but also explore the aspect of simultaneity. In short, what is the link between events in Beijing and in Leipzig?

Global impact aside, given recent events in Poland in 2015 and in Hungary starting in 2010, where 1989 is contested and even rejected as a revolutionary moment, this book provides extraordinary overview with a welcome amount of original approaches to 1989 in the then Eastern Europe. This collection is critical as the 1989 “moment” tells us what lay ahead for countries in transition. Just look to Bulgaria, Romania or Yugoslavia for confirmation.

The book is divided into 20 chapters. Matthias Middell’s “1989 as a Global Moment” provides the context for understanding just what a global moment is. At the book’s end, Bruce Mazlish neatly summarizes the year as “either a ‘global’ happening with local manifestations, or as a concatenation of local events with global importance”. The remaining chapters offer a variety of regional and global assessments. To me what can be a somewhat forced global thread, the chapters that matter most are those on the places where 1989 mattered most – the region we now call

Central Europe. This is not to say the other chapters do not add value, only that most readers will be drawn to the entries dealing with Czechoslovakia's Velvet Revolution, the fall of the Berlin Wall, the vile and violent end to the ultimate mediocrities – Nicolae and Elena Ceaușescu, Poland's Solidarity and the Hungarians heroically cutting the border fence with Austria.

Iván Berend starts the Central Europe discussion by reminding us that there was an extraordinary economic crisis in the 1970s and 1980s. To paraphrase Daniel Chirot, the rust belt economies of the Soviet bloc could not adjust. As Berend notes, "the Soviet bloc was unable to adjust to the new technological requirements". The West was leaving them behind as it shifted to high-tech sectors. Hoping to achieve some social peace through consumerism, the bloc simply became indebted and ruined by inflation.

While the Berlin Wall and the Velvet Revolution may stand out in popular memory, Frank Hadler's essay on Poland reminds us that it all started there. The chapter needs to be read by the current Polish leadership in order to better understand the stages in the collapse of Polish communism. Yes, it was a negotiated end but bloodshed was avoided.

Laszlo Borhi gives Central Europeans' agency in 1989, likely the first time in the 20<sup>th</sup> century. It was not just Bush and Gorbachev – the Bloc was often acting on its own and running ahead of the script the US and others had written for them. For Borhi, the very disintegration of the Bloc posed a real challenge to Western security, especially NATO. It was not a time for jubilation but fear. Hungarians, and other Central Europeans, became shapers of history.

Oldřich Tůma's piece on Czechoslovakia is equally compelling and links well with Borhi's suggestion that Central Europeans were in the driver's seat. In Czechoslovakia, events in far away China and in the neighboring countries generated a response because the Czechoslovak political atmosphere was changing which also ensured that regional communist party solidarity collapsed leaving communist parties "deserted and alone". An apt description especially when one looks at the GDR.

Konrad H. Jarausch puts the GDR in a regional and global context. He too speaks of a concatenation of events (a word I do not like that is rarely used in normal conversation) that were primarily regional. He agrees with Borhi that cutting the fence, letting the East Germans go and the East Germans in Western embassies embarrassed the regime. Bloc solidarity was lost and the GDR had no reason to exist. Where Jarausch really hits the nail on the head is when he writes that the "democratic awakening in Eastern Europe shows that it is possible to overthrow a well-organized dictatorship with peaceful means such as mass protests". True but only in Europe.

FIDESZ and the Law and Justice Party shenanigans aside, 1989 brought extraordinary benefits to Central Europeans. This is really undeniable. However, 1989 was not an immediate success in other parts of Europe. Albania did not have a 1989, Yugoslav elites chose the nationalist pattern of political change while Bulgaria and Romania simply postponed change with huge costs for the populations. While this book does have some great case studies that ask us to think beyond Europe in 1989,

the absence of chapters on Albania, Bulgaria and Yugoslavia is a major shortcoming.

Regardless, the chapter on Romania by Mihai Manea is excellent given that the Romanian “1989” is the most contested in a real way – not the pseudo-way that we hear from Budapest and Warsaw. As Manea tells us, we may never know what really happened in Bucharest. What we do know is that Romanians did get cheated and were forced to endure a fake transition, a government of thieves and a permanent transition that is still half complete. The Romanians are still waiting for 1989 but you could just as easily say that for Albania, Bosnia, Bulgaria, Kosovo, Macedonia, Montenegro and Serbia.

Sadly there is not enough space to evaluate all the chapters in this wonderful book. It is terrific read and something that really belongs in the classroom. It is hard now to teach just what 1989 means to students now born in a totally different era. This book is a very accessible entry point to understanding a year that changed everything and sometimes nothing.

Toronto

Robert C Austin

*Pithart, Petr: Po devětaosmdesátém. Rozpomínání a přemítání [Nach Neunundachtzig. Erinnerungen und Nachdenken].*

Academia, Praha 2016, 490 S., ISBN 978-80-200-2504-3.

Der stets nachdenkliche Dissident und erste tschechische Ministerpräsident nach 1989 gibt Rechenschaft vor allem über die zweieinhalb Jahre seiner Regierungstätigkeit, versetzt mit zahlreichen Reflexionen, Vor- und Rückblicken sowie Porträts seiner Weggenossen und Gegner, die keineswegs geschont werden. Zu den letzteren gehört Pitharts unmittelbarer Nachfolger und Intimfeind Václav Klaus, der als selbstherrlicher Vereinfacher und Hauptschuldiger an den Fehlentwicklungen der 1990er Jahre erscheint. Der engagierte Beobachter der vermeintlich allgemeinen Krise der liberalen westlichen Werte, die in Prag auch als „Ende der Ära Havel“ gehandelt wird, beschränkt sich allerdings auf eine – mitunter verbitterte – Analyse der tschechischen (tschechoslowakischen) 1990er Jahre, insbesondere der fehlenden politischen Kultur. Pitharts normatives Politikverständnis reibt sich immer wieder an gegenwärtigen populistischen und ideologischen Tendenzen, aber idealisiert keineswegs den Parlamentarismus der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Der tschechische Nationalcharakter erscheint „deformiert durch die historische Erfahrung einer torsohaften, unterbrochenen staatlichen Existenz“ (S. 104). Überraschend kühl wirken übrigens seine wenigen Erwähnungen Havels. Natürlich liefert Pithart als Akteur einen subjektiven Bericht, aber sein Fazit wirkt authentisch und verdient ernst genommen zu werden, auch wenn die Verteidigung der Ideen des „Jahres der Wunder“ gegenüber skrupelloseren Konkurrenten als ein Kampf auf verlorenem Posten erscheinen könnte.

Pitharts Bericht setzt ein beim Thema seines letzten Buchs über die Nicht-Revolution vom November 1989, einem selbstkritischen Rückblick auf die „unfruchtbar stolze“, moralisch zu exklusive Charta 77, der eine erfolgreich entpolitisierte Mehr-

heit gegenüber stand.<sup>1</sup> Die Gruppe der Dissidenten war es „nicht, die das alte Regime zum Fall gebracht hatte. Eher haben wir eine undramatische Machtübernahme ausgehandelt“ (S. 26). Wir haben, heißt es an anderer Stelle, 1989 „nur die Modalitäten der Machtübernahme ausgehandelt. Die Macht stand schon zur Verfügung“ (S. 86). Der Verzicht des Bürgerforums auf radikalere Methoden, auf ein moralisches „Psychodrama“ mit Strafe für die Schurken, ergab sich aus der Kapitulation der „Normalisierer“; auch die Utopie des Sozialismus mit menschlichem Gesicht stand für ihn außer Frage durch das erbärmliche Versagen der Dubček-Garnitur. Eine entscheidende Rolle spielte natürlich die geistige Entwicklung führender Dissidenten in den 1980er Jahren (Pitharts prononcierte Wendung zur englischen liberal-konservativen Tradition und zu Karl Poppers offener Gesellschaft – während ihm die deutsche linksliberale Konservatismuskritik, ja sogar die gleichzeitige Wiederentdeckung des demokratischen Pluralismus und des Orientierungsbegriffs der bürgerlichen Gesellschaft offenbar entging). Zu den Prägungen der Mehrheit des Bürgerforums zählt Pithart das Missverhältnis zum Parteienwesen, ein „unpolitisches“ Politikverständnis (S. 74), aber auch einen „institutionellen Konservatismus“, etwa das Festhalten an der Institution des Parlaments, das nur mit neuen Leuten und neuen Interpretationen „durchwachsen“ werden sollte (S. 78).

Verständlicher als Pitharts rechtsstaatlicher politischer Liberalismus war 1989 einer unbedarften Mehrheit die Suggestion des „Marktes ohne Adjektive“: Jeder dritte Weg führe, so hieß es, in die Dritte Welt – wozu Angstmacherei und primitives Freund-Feind-Denken zu passen schienen, jedenfalls bei Verunsicherten und Angepassten, die mit ihrer nachträglichen Kompromisslosigkeit „vergangene Kriege führten, in die weder die gegenwärtigen Kämpfer noch ihre Väter je eingerückt waren“ (S. 60), wie Pithart süffisant bemerkt.

Pithart ist kein Ökonom, aber breitet nachträglich diverse Wirtschaftstheorien aus; als Premier verließ er sich auf Vlasáks Team von Lnáře – meist aus altgedienten „achtundsechziger“ Pragmatikern und „Gradualisten“, die Václav Klaus auch politisch anfeindete (S. 169). Pithart war kein ausgesprochener Gegner der sogenannten Coupon-Privatisierung, also der Volksaktien für alle, wie sie auch in Polen von Leszek Balcerowicz erwogen, aber nicht eingeführt worden waren. Er ahnte, dass diese zu keiner Verwandlung in 6 Millionen Unternehmer führen würde. Vom Ergebnis her gedacht, ist es aber nicht sicher, dass die Transformation nach Empfehlung seiner Berater zu wesentlich besseren Ergebnissen geführt hätte. Das Vertrauen in die Rezepte von Klaus sank allerdings, zusammen mit dem zeitweise hohen Renommee der tschechischen Transformation.

Nach Pitharts Darstellung kam die Alternative zu Klaus' „Schock-Privatisierung“ nicht aus inhaltlichen Erwägungen nicht zum Zuge, sondern infolge von dessen politischer Agitation, überhaupt der Unfähigkeit, „unsere liebe, geschwätzige, freundschaftlich-verschwommene Bürgerbewegung“ zu einer effizienten politischen Partei umzugestalten (S. 145). Pitharts immer reflektierte Erzählung beruht stark auf mora-

<sup>1</sup> Pithart, Petr: Devětaosmdesátý. Vzpomínky a myšlenky. Krédo [Neunundachtzig. Erinnerungen und Gedanken. Ein Credo]. Praha 2009. – Vgl. dazu meine Rezension in: Bohemia 49 (2009) H. 2, 571 f.

lischen Imponderabilien, die zwar nachvollziehbar, aber schwer objektiv zu fassen sind. Sie werden belegt durch zahlreiche Episoden, die die These vom moralischen Niedergang ohne notwendige rechtliche Rahmenbedingungen unterstützen. Sie spielen eine Rolle auch bei Pitharts anderer schmerzlichen Niederlage – dem Zerfall des Gesamtstaates –, wobei das Bild seines Gegenspielers Vladimír Mečiar als skrupelloser Machtmensch besonders dunkel gerät. Man kann sich fragen, ob die Personalisierung nicht auch hier tiefere strukturelle Ursachen verdeckt, doch ist die subjektive Dimension, auch der Umgang mit menschlicher Schwäche und menschlichem Versagen, die Würze der Erinnerung von Akteuren des Geschehens. Pitharts intelligente Erinnerungen, die auch Episoden wie das Atomkraftwerk Temelín oder das misslungene Projekt einer Mitteleuropäischen Universität in Prag einschließen, zählen, bei einer gewissen Wehleidigkeit des Tons, jedenfalls zu den wertvollsten Ergänzungen einer künftigen analytischen Geschichtsschreibung der tschechischen Transformation der 1990er Jahre.

Berlin

Bedřich Loewenstein

*Pešek, Jiří: Setkávání s Klio. Studie z dějin dějepiscetví [Begegnungen mit Klio. Eine Studie zur Geschichte der Geschichtsschreibung].*

Academia, Praha 2014, 886 S., ISBN 978-80-200-2397-1.

Schon in der Zwischenkriegszeit pflegte die tschechische Geschichtsschreibung die Tradition der Jubiläumsbände. Diese gab es gewissermaßen in zwei Varianten: als Sammlung von Aufsätzen aus der Feder von Kollegen und Schülern und als Publikation, die ältere und oftmals schwer zugängliche Aufsätze des Jubilars in einem Band zusammenbrachten. Nach 1989 hat die tschechische Historiografie diese Tradition wieder aufgenommen und so sind in den vergangenen Jahren einige wertvolle Bücher der zweiten Kategorie erschienen, darunter auch die hier zu rezensierende Bilanz „Begegnungen mit Klio“ von Jiří Pešek.

Auf mehr als 800 Seiten wurden hier Analysen, Reflexionen und Abhandlungen zur tschechischen und deutschen Geschichtsschreibung der vergangenen Jahrzehnte zusammengebracht und um Texte zu allgemeineren Problemen der gegenwärtigen Geschichtsschreibung ergänzt. Die vier Großkapitel des Buches gelten vor allem den Themen, denen sich Pešek in den letzten Jahren gewidmet hat, also der Geschichtsschreibung, dem Bildungs- und Universitätswesen, der Zeitgeschichte und der Politikwissenschaft. Frühere Forschungsfelder wie die frühe Neuzeit und die Stadtgeschichte indessen stehen eher im Hintergrund.

Die Zusammenstellung von 20 Jahren wissenschaftlicher Arbeit zeigt Pešek als engagierten Beobachter der Entwicklung seiner Disziplin und auch als einen Kritiker, der nicht selten aneckt und sich dessen bewusst ist (S. 21 f.). Im ersten umfangreichen Kapitel bietet Pešek eine Chronik der tschechischen Geschichtswissenschaft nach 1989; vieles an dieser Entwicklung erregt sein Missfallen: Er spricht von einem übereilten Wandel, dem Fehlen einer stringenten Linie in der staatlichen Bildungspolitik, die sich in der schlechten Organisation und Finanzierung von Wissenschaft und Schule ausdrücke, und bemängelt das Ausbleiben einer Auseinandersetzung mit der Ethik der historischen Arbeit. Zudem gibt er Einblick in

Generationskonflikte, benennt Desiderata und unterforschte Themen, vor allem aber empört er sich darüber, dass ein Vierteljahrhundert nach dem Umbruch von 1989 noch immer keine repräsentative tschechische Synthese oder zumindest ein Modell für das Verständnis des turbulenten 20. Jahrhunderts vorliege (S. 62f.). Immer noch sei man auf übersetzte Titel bzw. auf oftmals zu detaillierte Spezialuntersuchungen angewiesen. Dabei geht es ihm – und diese Ansicht hat er bereits auf dem Historikerkongress von Hradec Králové 1999 dargelegt – nicht um eine „gültige“ Gesamtdarstellung, sondern um die Überwindung „der heutigen konzeptionslosen Zersplitterung der Diskussion über Einzelheiten, die aus einem breiteren Kontext herausgerissen sind“ (S. 48).

In Pešeks Arbeit ist das ständige Bemühen um eine quantitative Analyse der historiografischen Produktion nicht zu übersehen, die einen Weg darstellt, zu einer ganzheitlicheren Sicht zu gelangen, und das in einer Situation, in der bereits die „bloße“ Zusammenstellung einer repräsentativen Bibliografie die Möglichkeiten des Einzelnen überschreitet.<sup>1</sup> In dieser Hinsicht ist Pešek ein Pionier, der auch die qualitative Beurteilung der historiografischen Produktion nicht scheut – im Gegenteil.

Aus der Sicht des Rezensenten stellen die mehr als 400 Seiten, die sich der deutschen Historiografie widmen, den wichtigsten Teil von „Klio“ dar. Hier rekapituliert Pešek zentrale Debatten wie die über Fischers „Griff nach der Weltmacht“, den Historikerstreit oder die Kontroverse um Goldhagens „Hitlers willige Vollstrecker“ und gewährt zugleich einen Einblick in den institutionellen Hintergrund der (bundes-)deutschen Geschichtsschreibung.<sup>2</sup> Dabei handelt es sich keineswegs um eine Auflistung von Institutionen, vielmehr liegt das Augenmerk auf dem wissenschaftlichen Leben, das dort herrscht. Pešek beobachtet eine Politisierung und bringt diesen Prozess vor allem mit Generationskonflikten in Verbindung, wobei er die etablierten Fachvertreter, von denen sich die Jüngeren abzugrenzen versuchen, vorzugsweise als „Mandarine“ oder „Götzen“ bezeichnet.

Pešeks Porträt der deutschen Historiografie lädt zum Vergleich mit der tschechischen Situation ein. Hier erweist sich, wieviel die tschechische Reflexion über den Zustand der Disziplin noch aufzuholen hat. Es fehlt ihr zwar weder an Polemiken noch an methodologischer Weiterentwicklung, doch anders als in Deutschland fällt die Interaktion zwischen der Historikerzunft und der Öffentlichkeit bzw. den Medien bescheiden aus. Pešek sieht die Schuld daran bei den tschechischen Historikern:

Wir haben uns nicht bewusst gemacht, dass wir [...] lesbar für die breite Gesellschaft bleiben müssen, und wir haben auch vergessen, dass wir Themen wählen sollten, die mit aktuellen gesellschaftlichen Problemen und Interessen korrespondieren. (S. 99 f., ähnlich auch S. 62)

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu Pešek, Jiří u. a.: *Napříč kontinentem soudobých dějin. Evropská historiografie po konci studené války* [Quer durch den Kontinent der Zeitgeschichte. Die europäische Historiografie am Ende des Kalten Krieges]. Praha 2013.

<sup>2</sup> Dazu auch: *Ders./Filipová, Lucie u. a.: Německé společenskovední ústavy v zahraničí (1880–2010)* [Deutsche gesellschaftswissenschaftliche Institute im Ausland (1880–2010)]. Praha 2013.

Seit den eingangs erwähnten Zeiten der tschechischen positivistischen Geschichtsschreibung stellen Jubiläumsbände auch einen Gegenstand der Reflexion über ihre Nützlichkeit dar. Kritiker verweisen auf die innere Heterogenität solcher Werke, die sich aus den unterschiedlichen Entstehungszusammenhängen der Texte ergibt. Pešek stellt sich diesem Problem, indem er die einzelnen Teile mit Einführungen versieht, mit denen er sie in ihren Kontext einbettet und verdeutlicht, worin ihre heutige Aktualität besteht.

Pešeks „Klio“ erfreut durch ihr hohes sprachliches Niveau, was keine Selbstverständlichkeit in der gegenwärtigen tschechischen Geschichtsschreibung ist. Das Ausdrucksrepertoire des Autors besticht durch begriffliche Präzision ohne überflüssige terminologische Zurschaustellungen, wir finden bei Pešek Ironie und mitunter sympathische sprachliche Neuschöpfungen. Vor allem aber ist „Klio“ das Werk eines gleichbleibend kritisch denkenden Wissenschaftlers, es sollte gelesen werden.

Olomouc

Jiří Lach